

Vorgeschichtliche Funde

aus der jüngeren Steinzeit, vom Hüttenberge
bei der Gottesbelohnungshütte
unweit von Groß-Oerner (Mansfelder Gebirgskreis).

Beschrieben von
Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben.

Hierzu 4 Tafeln.

I. Ein Grab mit Bandkeramik.

Noch vor 10 Jahren (1898) mußte Hörnes¹⁾ bekennen, daß typisch-neolithische Gräber der Bandkeramik fehlten. Seitdem sind am Mittelrhein (namentlich bei Worms von Köhl und am Neckar von Schliz) ganze Gräberfelder mit Bandkeramik aufgedeckt worden, aber in Thüringen kannte man bis vor kurzem kein einziges, sondern nur Wohnstätten. Zwar hat Kossinna in seinem Aufsatz „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet“²⁾ auf ein (1901 aufgefundenes?) spiralverziertes Kugelgefäß aus einem Hockergrabe bei Waldau bei Bernburg hingewiesen, das sich jetzt im Museum zu Bernburg befinden soll, aber nähere Mitteilungen über dieses Grab gibt er nicht. Doch nimmt er — und wohl mit gutem Grunde — an, daß eine Anzahl vollständiger Gefäße der thüringischen Bandkeramik aus unerkannten Gräbern herrühre, aber ein Nachweis solcher konnte nicht gegeben werden. Fischer³⁾ sodann hat anlässlich der Auffindung eines bandverzierten Gefäßes mit Muschelschmuck

1) Hörnes, Die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Wien, Adolf Holzhausen, 1898. S. 271.

2) Zeitschr. für Ethnologie usw., Jahrg. 1902, Heft 5, S. 166, Anm. 1.

3) Fischer, Stein- und bronzezeitliche Beziehungen des Orients zu dem Schleswig-Holsteinschen Bernsteinlande und der Handelsweg an der Saale (in der Zeitschr. des Harzvereins XXIX, S. 562—574, besonders S. 571 ff.).

nach Gräbern mit Bandkeramik Umschau gehalten, aber kein solches gefunden, denn die von ihm angeführten gehören nicht in den Kulturkreis der Bandkeramik. Doch sollen nach Köhl¹⁾ bei Erfurt in letzter Zeit Gräber mit Rössener und auch solche mit Spiral-Mäanderkeramik gefunden sein, über die mir aber keine Beschreibung zu Gesicht gekommen ist. Im Mansfeldischen habe ich das erste sichere Grab mit Bandkeramik im Jahre 1906 auf einer ausgedehnten, mit bandkeramischen Siedelungen bedeckten Fläche unweit von Helfta bei Eisleben²⁾ im engsten Anschlusse an eine große Wohngrube und deren Nebengruben aufgedeckt und unter Beigabe eines Lageplans beschrieben, aber die Ausbeute dieses Grabes war insofern eine dürftige, als die dem darin liegenden Hocker mitgegebenen Gefäße zerfallen waren und zwar noch einfache Bandverzierung, aber keine bestimmte Form mehr erkennen ließen. Ein oberhalb der „Gottesbelohnung“ bei Groß-Oerner im Mansfelder Gebirgskreise aufgedecktes Grab mit Bandkeramik ist nun das zweite seiner Art im nordöstlichen Thüringen, aber mit weit besser erhaltenen Beigaben als jenes, Grund genug, diesen Fund für einen besonders wichtigen anzusehen und ihm eine genaue Beschreibung zu widmen, die ich hier folgen lasse.

Am 6. Mai 1908 las ich in Nr. 106 der Eisleber Zeitung (vom Mittwoch, 6. Mai 1908), daß in der Nähe der Gottesbelohnungshütte, welche zwischen Groß-Oerner und Hettstedt im Mansfelder Gebirgskreise auf der linken Seite der Wipper am südlichen Fuße des Hüttenberges liegt und früher auch Amalgamierwerk hieß, bei Erdarbeiten für das hier von der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft zu errichtende Messingwerk Hockergräber gefunden worden seien. Noch selbigen Tags wurde ich von Herrn Hütteninspektor Fleckser auf der Gottesbelohnungshütte von dem Funde in Kenntnis gesetzt mit dem Anheimgeben, mir die Fundstelle und die Fundstücke anzusehen. Infolgedessen fuhr ich am nächsten Tage auf der elektrischen Kleinbahn im Mansfelder Bergrevier zur Gottesbelohnung, wo mich in Abwesenheit des Herrn Hütteninspektors

¹⁾ Köhl, Ueber stratigraphische Verhältnisse neolithischer Fundplätze bei Worms. (Korresp.-Blatt der Deutschen Gesellsch. für Anthropologie etc. XXXVII, Nr. 9/11. Braunschweig 1906.)

²⁾ In den Mansfelder Blättern XX, S. 244—246, Eisleben 1906.

Herr Silberbrenner Werther empfing und zur Fundstelle führte, auf der sich auch Herr Hütteninspektor Fleckser bald einfand. Die Fundstelle liegt in der Flur Groß-Oerner auf dem Scheitel des nördlich von der Hütte aufsteigenden und auf seiner Nordseite von dem Stockbachtale begrenzten Hüttenberges, welcher auf eine beträchtliche Strecke bis zu etwas mehr als 6 m Tiefe abgetragen wird, um auf seinem Scheitel eine ebene Standfläche für die Messingfabrik zu gewinnen. Daß bei einer so tiefgreifenden Abtragung alle etwa dort vorhandenen Bodenaltertümer zum Vorschein kommen müssen, ist selbstverständlich, daher ist die Hoffnung nicht gering, daß sich Gelegenheit zu mancher wertvollen Ausbeute für die vorgeschichtliche Wissenschaft bieten werde.

An Ort und Stelle bot sich meinem Blicke ein fast tonnenförmiger Grabschacht von 1,40 m Tiefe und einem Weiten-durchmesser von 1,45 bzw. 1,30 m mit senkrecht abfallenden Wänden und fast wagerechtem Boden dar, der in den dort anstehenden Löß eingesenkt war und außer den Fundstücken schwarze Erde enthalten hatte. In dieser Grube hatte man drei Skelette in Hockerlage vorgefunden, deren Schädel zum Teil noch vorhanden waren. Einer von diesen war ganz zerfallen; darum waren seine zermürbten Bruchstücke nicht aufbewahrt worden; von einem zweiten, der einem Kinde angehört hat, war die vordere Hälfte der Hirnschale noch vorhanden; ein dritter, dessen Wandungen ungewöhnlich dick und fest sind, war mit Ausnahme der verloren gegangenen Kinnlade und des abgebrochenen Oberkiefers noch wohl erhalten.

Der größte Breitendurchmesser des Kinderschädels (Nr. 2975 b der Altertümersammlung des Vereins f. Gesch. u. Altert. der Grafschaft Mansfeld in Eisleben¹⁾), in dessen Oberkiefer die Backzähne noch nicht völlig durchgebrochen waren, beträgt etwa 12 cm; die Länge ließ sich, weil das Hinterhaupt fehlt, nicht feststellen; die senkrecht bis zur Nasenwurzel laufende und deutlich sichtbare Stirnnaht ist noch nicht verwachsen. Die Stirn steigt fast senkrecht auf und ist gut gewölbt, doch ist der Vorderschädel etwas schief seitwärts gedrückt.

Der dritte Schädel (V. S. Nr. 2975 a²⁾) ist der einer

1) Abbildung auf Tafel XV.

2) Abbildung auf Tafel XV.

erwachsenen Person. Sein größter Breitendurchmesser beträgt 13 cm, der Längendurchmesser vom Augenbrauenrande bis zum entferntesten Punkte des Hinterhauptes 17 cm. Die Stirn ist niedrig, steigt aber gerade auf und hat eine sich scharf absetzende Breite von 9 cm. Die Hirnschale erreicht vom Ohrloche aus ebenfalls eine Höhe von 9 cm, steigt also von der Stirn nach hinten stark empor. Leider ist weder der Ober- noch der Unterkiefer erhalten. Ueber die Lage der Schädel und die Richtung der Skelette konnte ich sichere Auskunft nicht erhalten, doch lagen nach Angabe des Aufsehers Herrn Krämer die Köpfe im Westen.

Am Südrande der Grube stand ein nur noch zur Hälfte erhaltenes, leider in mehrere Bruchstücke zerfallenes Gefäß. Außerdem waren auch noch von anderen Gefäßen, deren mindestens vier gewesen sein müssen, noch einzelne Bruchstücke vorhanden. Ein einzelner Scherben, den ich noch selbst am Rande der Grube vorfand (V. S. Nr. 2975 c¹), zeigte, nachdem ich ihn zu Hause gereinigt hatte, Verzierung. Schon dieses nur 5,5 cm hohe und 6 cm lange Randstück, welches wegen seines Krümmungsverhältnisses von einem bombenförmigen Gefäße herzurühren scheint, bewies, daß die in der Grube Bestatteten dem durch Bandkeramik gekennzeichneten Kulturkreise angehört haben. Denn dicht unterhalb des Randes zieht sich eine Reihe kleiner dreieckiger Grübchen und unterhalb derselben ein Paar unten zusammengeschlossener, nach oben zu aber in spitzem Winkel auseinanderlaufender, eingeritzter Bänder von der Gestalt eines lateinischen V hin, deren Innenraum mit je einer Reihe dicht beieinander stehender, der Mehrzahl nach ebenfalls dreieckiger Grübchen verziert ist, eine auf Gefäßen der Bandkeramik nicht sehr häufig wiederkehrende Verzierungsweise. Die hellgraue innere Wandung ist durch Streichen mit einem Steine oder Stäbchen, dessen Strichrichtungen deutlich zu erkennen sind, geglättet; völlig geglättet ist auch die schwarzgraue Außenseite, welche nicht die geringsten Unebenheiten zeigt. Der Bruch hat durchweg hellgraue Färbung.

Ein zweiter dreieckiger, glatter, sehr kleiner Scherben (Nr. 2975 d) muß von einem anderen Gefäße herrühren, weil auf dem schwärzlich aussehenden Bruche sowohl nach außen wie

¹) Abbildung auf Tafel XV.

nach innen eine ganz feine, fast ziegelrote Deckschicht zu erkennen ist, die dem vorigen Stücke fehlt.

Ein dritter, viel größerer Scherben (V. S. Nr. 2975 e¹⁾) von 11,5 cm Länge und 6 cm Breite ist mit tiefeingeritzten Spiralbändern reich verziert. Da die innen und außen hellgraue Wandung, welche wie poliert glänzt, stark gekrümmt ist, so muß das Stück einem bombenförmigen Gefäße angehört haben. Zur Herstellung der Bandverzierung ist eine Art von Kanalstich angewendet worden. Denn nachdem die Spiralbänder durch tief eingeritzte Linien eingezeichnet worden waren, hat man mit einem Stäbchen aus Holz oder Knochen in diese Rinnen prismatische Dreiecke eingestochen, welche dicht aufeinander folgen, und auch den Innenraum der Bänder durch eine Reihe dreieckiger Prismen verziert, wie auch quer durch die Bänder hindurch eine Doppelreihe solcher dreieckigen Vertiefungen, jedoch ohne vorher eingeritzten Kanal als Führer, eingestochen. Da, wo das Band in einer keilförmigen Spitze endet, ist die innere Reihe dreieckiger Grübchen noch über die Spitze hinausgeführt bis an das nächste, in rechtem Winkel vorüberstreichende Band.

Nur etwa eine Stunde weiter abwärts im Wippertale kehrt auf dem Nordabhange des Küphügels in Ober-Wiederstedt dieselbe Verzierung mit prismatischen Dreiecken wieder, wie aus verschiedenen Scherben in der Eisleber Sammlung (Nr. 2421 a-e) zu ersehen ist, welche Spiral- bzw. Bogenbänder, und zum Teil auch prismatische Dreiecke als Verzierung tragen. Sie fanden sich in Gruben, welche 1 m und mehr in den gelben Löß eingetieft und mit schwarzer Erde ausgefüllt waren. Sie waren aus feingeschlemmtem Ton geformt und hatten verschiedene Färbung. Nr. 2421 a und b waren (wie Nr. 2975 e) gelbgrau, 2421 c rot, d schwarz, e gelblich-schwarz. Ob die Gruben Gräber waren oder Wohnzwecken gedient hatten, hatte der Finder, Lehrer Steinbach in Ober-Wiederstedt, nicht feststellen können.²⁾

Genau dieselbe Verzierungsweise mit geringfügigen Unterschieden zeigt aber auch ein bei Hoym in Anhalt gefundener Gefäßscherben, der ebenfalls mit dreieckigen prismatischen

²⁾ Abbildung auf Tafel XV.

¹⁾ Abbildung auf Tafel XV.

Eindrücken  ausgestattet ist. Klopfleisch hat ihn in den Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen II, S. 102, Fig. 103 abgebildet.¹⁾ Dieselbe Verzierung durch dreieckige Prismen findet sich ferner auch in den Gruben der bandkeramischen Siedelung auf der Langenlochsbreite in der Flur Helfta, und nicht minder in einer Siedelung derselben Kulturstufe dicht am Dorfe Tröbsdorf (Kr. Querfurt) auf Rosenhahns Plan. (Letztere ist abgebildet in der Jahresschrift für Vorgesch. der sächs.-thür. Länder Bd. III, Halle 1904, Taf. X, Untertafel 1, vorletzte Reihe und a. a. O.)

Verhältnismäßig am besten erhalten ist die fast senkrecht geteilte Hälfte einer kugelförmigen Flasche²⁾ mit hohem Hals (V. S. Nr. 2975 f), deren Bruchstücke sich so weit wieder zusammensetzen ließen, daß die eigenartige Form erkannt und in einer Zeichnung ziemlich vollständig von mir wiedergegeben werden konnte, obwohl von dem kragenförmig emporstehenden Halse nur ein kleines Stück und von dem Boden nichts erhalten ist, der jedoch, nach der starken Krümmung der erhaltenen Reste zu schließen, rund gewesen sein muß. Die zum Teil 1 cm dicke Wandung ist innen und außen geschwärzt, wie auch die Bruchstellen dieselbe stumpfschwarze Färbung zeigen wie die geglättete Oberfläche. Die Masse hat also einige Aehnlichkeit mit der römischen terra nigra. Die Gesamthöhe dieser Kugelflasche scheint etwa 20 cm betragen zu haben, wovon etwa 5 cm auf den durch keine besondere Scheidelinie getrennten, aber doch ziemlich scharf sich absetzenden und in der Mitte — etwa 3 cm unter dem Rande — eingezogenen Hals kommen. Der Durchmesser der Oeffnung dürfte 8,5—9 cm betragen haben, der des Bauches 17,5 cm. Eine eigentliche Verzierung ist nicht vorhanden. Die besondere Merkwürdigkeit des Gefäßes besteht darin, daß es auf der glücklicherweise erhalten gebliebenen, kennzeichnendsten Hälfte vier wagerecht angesetzte, aber stark nach oben gebogene Henkel von ziemlich ansehnlicher Größe oder doch die Reste oder Ansatzstellen abgesprungener Henkel deutlich erkennen läßt. Das dicht unter dem Halse angesetzte Henkelpaar, welches völlig erhalten ist, läßt zwischen den Henkeln einen Zwischenraum von 6 cm frei, das untere, fast

¹⁾ Abbildung auf Tafel XV.

²⁾ Vergl. hierzu die Zeichnung des ergänzten Gefäßes auf Tafel XVI.

völlig verschwundene einen solchen von 8 cm. Die Spannung der oberen Henkel beträgt 5, die der unteren 6 cm, die Lochweite durchschnittlich 2 cm. Da die Henkel senkrecht durchlocht sind, so sind sie offenbar zur Aufnahme von Tragriemen oder Stricken bestimmt gewesen, so daß man das Gefäß auf dem Rücken tragen konnte wie einen Ranzen oder eine Butte.

Zu dieser eigenartigen Kugelflasche besitzt die Eisleber Sammlung zwei schöne, überaus ähnlich geformte Vergleichsstücke, die ich bereits im XII. Jahrgange der Mansfelder Blätter (Eisleben 1898) auf Seite 206 und 207 beschrieben und auf Tafel II hinter Seite 200 abgebildet habe. Ich wiederhole hier das Wesentliche meiner damals gegebenen Beschreibung. Zu Neujahr 1844 wurde zu Westeregeln a. d. Bode von dem Steiger Grüneberg beim Abräumen lehmigen Sandes in einem Lachter Tiefe (= 6—7 Fuß) eine fast kugel- oder birnenförmige, weißgraue, ursprünglich glatte, aber durch angebackene Asche stellenweise rau gewordene Kugelflasche mit wenig abgeplattetem Boden gefunden und an den späteren Bergrat Plümicke in Eisleben eingeliefert. (Nr. 75 der Plümickeschen Abteilung der Eisleber Sammlung.¹⁾) Der ziemlich hohe, stark verjüngte Hals ist von dem kugelförmigen Bauche nicht scharf abgesetzt. Die Höhe dieses kleinen Gefäßes beträgt 10, der Durchmesser der Oeffnung 4,5, der des Bauches fast 9 cm. Auch dieses Gefäß trägt auf der einen Seite vier wagerecht angesetzte, nach oben gebogene Henkel mit senkrechter Durchlochung, welche ebenfalls so verteilt sind, daß zwei übereinander stehende Henkelpaare, deren unteres weiteren Abstand der Henkel zeigt, als das obere, auf der einen Gefäßhälfte angebracht sind, denen auf der anderen Hälfte in der Höhe des oberen Henkelpaares nur ein einziger Henkel gegenübersteht. Es gleicht also in seinem Aufbau völlig dem in dem Grabe auf dem Hüttenberge bei der Gottesbelohnung gefundenen und nicht minder einem freilich nur höchst trümmerhaft erhaltenen, zu Meckenheim bei Bonn in einer Erdgrube gefundenen und in Könens Gefäßkunde auf Tafel I als Nr. 2 abgebildeten Gefäße. Diese fast völlige Uebereinstimmung der Form, wie auch der Zahl und Stellung der Henkel macht es wahrscheinlich, daß sowohl das Meckenheimer Gefäß wie auch das bei der „Gottesbelohnung“

¹⁾ Abbildung auf Tafel XVI.

gefundene auf der Mitte der Gegenseite ebenfalls einen fünften Henkel gehabt hat.

Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn man ein in der Nähe von Oberwiederstedt im Mansfelder Gebirgs-
kreise, wahrscheinlich auf dem im Dorfe selbst gelegenen
Küphügel gefundenes Gefäß, welches von dem früheren Besitzer,
dem Königl. Kammerherrn Freiherrn von Hardenberg auf Oberwiederstedt,
dem Mansfelder Geschichts- und Altertumsverein überwiesen worden ist,
in dessen Sammlung es die Nummer 2735¹⁾ führt, mit den schon beschriebenen
Gefäßen vergleicht. Dieses Gefäß ist nämlich ebenfalls eine Kugelflasche
mit stehkragenförmigem Hals; nur ist letzterer von dem Kugelbauche
scharf abgesetzt, wie es bei den Amphoren der Schnurkeramik der Fall ist.
Die Höhe beträgt 31 cm, der Durchmesser der Halsöffnung 11, der des
Bauches 29 cm. Der Boden ist, wie bei den vorigen, völlig abgerundet.
Der Bauchumbruch liegt 10 cm über dem Boden. Der gegen 7,5 cm hohe
Hals ist in der Mitte nur wenig eingezogen und unverziert. Die Oberfläche
sieht gelblichgrau aus, jedoch ohne gleich der Westeregeler Flasche
eine Kruste aus feiner Asche angenommen zu haben. Auch bei diesem
Gefäß ist das eine Drittel der Wandung von vier paarweise übereinander
angebrachten, nach oben gekehrten Henkeln mit senkrechter Durchlochung
eingefaßt, denen zwischen den beiden anderen Dritteln ein fünfter
gleichgeformter gegenübersteht. Besondere Beachtung verdient nun
aber der Umstand, daß der kürbisförmige Rumpf bandartige Verzierungen
hat, nämlich auf den letzterwähnten zwei Dritteln zwei tief eingeritzte
Spiralbänder, die durch den einzelnen fünften Henkel, von welchem sie
auslaufen, voneinander geschieden werden und von einer Reihe in ihrer
Mitte sich hinziehender kleiner Grübchen verziert sind. Auf der anderen
Seite zeigen sich zwischen den vier eine einheitliche Gruppe bildenden
Henkeln winklig gebrochene, zum Teil in Haken, die man als Doppelhaken
oder auch schon als unvollkommene Mäander bezeichnen kann, auslaufende,
ebenfalls eingeritzte Bänder ohne Grübchenreihen. Wie die Bänder, so
scheinen auch die Grübchen mit kohlensaurem Kalk ausgefüllt gewesen
zu sein. Aus dieser Verzierung des Gefäßes ergibt sich

¹⁾ Abbildung von drei Seiten her aufgenommen (a, b, c), auf Tafel XVI.

mit zweifelloser Gewißheit, daß auch die Kugelflasche von der „Gottesbelohnung“, obwohl sie unverziert ist, weil sie ganz dieselbe, bei keiner anderen Keramik wiederkehrende Form hat, wie die von Oberwiederstedt, der bandkeramischen Kultur angehört, und zwar dem Kreise der Spiral- und Mäanderkeramik.

Dasselbe gilt auch von einem anderen Gefäßreste (V. S. Nr. 2975 g), der in dem Schachtgrabe auf dem Hüttenberge gefunden worden ist, obwohl das Gefäß weder Henkel noch Bandverzierung gehabt zu haben scheint, weil es dieselbe Form gehabt haben muß, wie das mit ihnen ausgestattete, nämlich kugelförmigen Bauch und ziemlich hohen, in der Mitte etwas eingezogenen Hals und annähernd auch dieselbe Größe. Denn jenes, dessen Größenverhältnisse oben angegeben sind, ist nur wenig größer gewesen. Auch die Farbe der Wandung und der Bruchflächen ist ebenso schwarzbraun wie bei dem anderen. Eine Anzahl von Scherben, welche zu keinem der beschriebenen Gefäße passen, sind der Vereinssammlung unter Nr. 2975 h-w einverleibt.

Endlich muß ich auch noch auf eine andere Kugelflasche hinweisen, welche aus einer Wohngrube der großen bandkeramischen Siedelung in und bei der Lehmgrube des Dorfes Tröbsdorf a. d. Unstrut stammt, von mir im III. Jahrgange der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Halle 1904, auf Seite 126 beschrieben und als Fig. 9 auf Tafel XII abgebildet worden ist. Auch dieses 30 cm hohe Gefäß hatte fünf nach Art der Oberwiederstedter Kugelflasche verteilte Henkel und ist auf seiner ganzen Außenfläche von einem reich entwickelten Mäandermuster bedeckt, dessen vertiefte Linien mit einem roten Farbstoff ausgefüllt gewesen sind, von welchem hie und da noch deutliche Reste zurückgeblieben waren.¹⁾ Der Zeichner hat hier den Mäander in den mannigfaltigsten Formen und Verbindungen darzustellen gesucht, ein Verfahren, das durchaus nicht auf geistesarme Nachahmung eines fremden Vorbildes hindeutet. (Jetzt Nr. 84 im Museum auf dem Schlosse Burgscheidungen a. d. Unstrut.)

Uebrigens hat auch P. Reinecke²⁾ auf Kugelflaschen

¹⁾ Vergl. die Abbildung auf Tafel XVIII.

²⁾ P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst XIX, 3, Seite 244).

hingewiesen, ohne jedoch bestimmte Fundorte anzugeben und ohne sie genauer zu kennzeichnen.

Sind nun schon die soeben beschriebenen fünfhenkeligen Kugelflaschen aus der Stufe der Bandkeramik in Thüringen eine seltene Erscheinung, die — von dem kleinen trümmerhaften Gefäß von Meckenheim bei Bonn abgesehen — anderswo meines Wissens überhaupt noch nicht so häufig und ausgeprägt nachgewiesen worden ist, so sind doch Gräber aus der Zeit dieser Kulturstufe noch seltener.

Was nun das Alter der in dem Grabe bei der „Gottesbelohnungshütte“ gefundenen Gefäßreste und damit auch des Grabes selbst anbetrifft, so ist zu beachten, daß die Erzeugnisse der Bandkeramik eine ungeheure Verbreitung haben, die wieder eine sehr lange Dauer dieser Kultur vorauszusetzen gebietet. Nach Hörnes¹⁾ und Reinecke²⁾ ist diese Kultur innerhalb Westeuropas vertreten in Spanien, Portugal, der nördlichen Hälfte Frankreichs, in Belgien, in den Rheinlanden vom Niederrhein bis zum Bodensee, in Süddeutschland und den Ostalpengebieten, in Hessen, in Thüringen bis an den Nordostrand des Harzes, in der Provinz und dem Königreich Sachsen, in Schlesien, Böhmen, Mähren, Westgalizien, Niederösterreich nördlich der Donau und sogar an einzelnen Punkten der norddeutschen Tiefebene (z. B. in Brandenburg und Pommern); weiter in Oberungarn, im Alföld, in Siebenbürgen (Tordos bei Broos im Maroschtale), im österreichischen Litorale, in Dalmatien, Bosnien (Butmir), Kroatien, Slawonien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, in der Moldau, Ostgalizien und Südrußland, in den vormykenischen Gräbern der Troas und selbst in Phrygien. Nach Hubert Schmidt³⁾ finden sich auch in Makedonien Ueberbleibsel dieser Keramik und nach Hörnes sind verwandte Erscheinungen auch in den ältesten Gräbern auf den Inseln des östlichen Mittelmeeres, besonders auf Cypern und Amorgos zutage gekommen. Dagegen ist, soweit bisher festgestellt werden konnte, der größte Teil Frankreichs und die appenninische Halbinsel, desgleichen die britische Inselgruppe und Nordeuropa frei von dieser Keramik.

¹⁾ A. a. O., Seite 206.

²⁾ P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst XIX, 3, Seite 239).

³⁾ H. Schmidt, Die Keramik der makedonischen Tumuli (in der Zeitschrift für Ethnologie usw., Berlin 1904. 36. Jahrg., Seite 91—113).

In diesem ungeheuren Verbreitungsgebiete lassen sich drei oder auch vier Sondergebiete mit besonderen Eigentümlichkeiten unterscheiden¹⁾: 1. ein südöstliches südlich von der Donau bis nach Kleinasien, jedoch mit Siebenbürgen (Tordos und Szamos-Ujvar) und dem Theißbecken nördlich von der unteren Donau, 2. das Alpenland und Alpenvorland nördlich bis zur oberen Donau bzw. bis zur schwäbischen Alb mit Ausläufern weiter nach Norden zu, z. B. bis in die Oberpfalz hinein, 3. der Nordwesten, von Belgien und Nordfrankreich an durch Mittel- und Norddeutschland einschließlich Thüringens, der Provinz und des Königreichs Sachsen und eines Teiles von Schlesien bis nach Mähren und Westgalizien. Ein viertes Gebiet, gekennzeichnet durch bemalte Gefäße, scheint die Gebiete des Dnjestr, Sereth, Pruth und Dniepr, also Ostgalizien, Südrußland und die Moldau zu umfassen. Die Zugehörigkeit der Bandkeramik in Spanien und Portugal zu einem dieser Gebiete läßt sich zurzeit noch nicht bestimmen.

Was im besonderen das dem Nordwesten des Verbreitungsgebietes angehörende Sondergebiet zwischen dem Thüringer Walde und dem Harze bis zum nordöstlichen Vorharze anbelangt, so kehren in ihm mit großer Regelmäßigkeit kugelförmige Bombengefäße und schlauch- und birnenförmige Vasen mit allerhand Uebergängen zwischen diesen beiden, und zwar zumeist ohne Henkel, wieder. Doch sind auch jene bauchigen Töpfe mit ziemlich engem Hals, welche — mehr im Norden — fünf Henkel (zweimal zwei übereinander) tragen, nicht selten, wogegen mehr im Westen drei Henkel in gleichmäßigem Abstand die Regel sind.²⁾

Die erwähnten fünfhenkeligen Gefäße, zu denen in erster Reihe die von mir nachgewiesenen Gefäße von Westeregeln, Oberwiederstedt, Großörner (Gottesbelohnung) und Tröbsdorf a. d. Unstrut gehören, waren offenbar vorgeschichtliche Butten. Durch die beiden Henkelpaare auf der für den Rücken des Trägers bestimmten Seite wird man Tragriemen oder Stricke gezogen, diese nach ihrer Vereinigung durch den fünften Henkel auf der Gegenseite geführt und mit den beiden anderen Enden vereint haben, so daß sie den Boden des Gefäßes

1) Reinecke, a. a. O. Seite 241 und 242.

2) P. Reinecke, a. a. O., Seite 242.

umfaßten und den von dem gefüllten Gefäße bewirkten Druck verteilen.

Wie schon bemerkt worden, setzt die ungeheure Verbreitung der Bandkeramik nicht nur eine sehr lange Zeit voraus, in welcher diese Verbreitung stattfinden konnte, sondern auch eine sehr weit zurückliegende. Denn selbst die jüngsten Gruppen müssen spätestens dem dritten Jahrtausend v. Chr. G. angehören, da entweder gar keine Metallgegenstände bei ihnen gefunden worden sind oder höchstens, wie bei den Gefäßen aus dem Pfahlbau im Mondsee, Sachen aus Kupfer. Es ist daher ein sehr gewagtes Unternehmen, bestimmen zu wollen, von wo die bandkeramische Kultur ausgegangen ist. Der dänische Vorgeschichtsforscher Sophus Müller, von dem Wahne befangen, daß alle Kultur Europas von dem Orient ausgegangen sei, leitet — wie beinahe alles andere — auch den Ursprung der Bandkeramik aus dem Oriente ab; Hörnes verhehlt sich die Schwierigkeit dieser Frage durchaus nicht, ist darum auch zu einer ganz bestimmten Ansicht über das Ursprungsland der Bandkeramik noch nicht gelangt, neigt aber ebenfalls der Annahme zu, daß sie in dem näher gelegenen Südosten, in Thrakien und Illyrien entstanden sei. Gleich Müller von dem Vorurteile, daß alle höhere Kultur von dem Südosten ausgegangen sein müsse, gleichsam hypnotisiert, macht ihm das mindestens ebenso hohe Alter der bandkeramischen Technik in Thüringen, die ihm auch nicht genügend bekannt gewesen zu sein scheint, nicht die geringsten Bedenken; vielmehr ist er geneigt anzunehmen, daß sie von dem Südosten Europas, aus den Ländern an der unteren Donau, ausgegangen sei und sowohl nach Südosten wie nach Nordwesten gewirkt habe, weil sie in jenen Gegenden, namentlich in Butmir in Bosnien, zur höchsten Blüte gelangt sei. Nicht minder ist Kossinna in seinem jüngsten Aufsätze „der Großgartacher und Rössener Stil“ (Zeitschrift für Ethnologie 1908, Heft 4, Seite 580) der Meinung, daß der Ursprung der bandkeramischen Kultur an der unteren Donau erwiesen worden sei, und auch Wilke¹⁾ schließt sich dieser Auffassung an, weil die auf den bandverzierten Gefäßen des Nordwestens nicht selten

¹⁾ A. G. Wilke, Zur Entstehung der Spiraldekoration. (Zeitschrift für Ethnologie etc., Berlin 1906, Seite 1—33.)

erscheinenden Spiralen und Mäander ihm den Eindruck machen, als seien sie wenig gelungene Nachahmungen fremder, besserer Vorlagen und aus mangelndem Verständnis für die Gestaltung schwieriger Bildungen hervorgegangen, wogegen die Spiral- und Mäanderverzierungen auf den Gefäßen des Südostens eine sichere Erfassung des Verfahrens erkennen ließen, durch die Halbierung und Verschiebung konzentrischer Kreise, Quadrate und Rhomben kunstvolle Spiral- und Määnderformen zu erzielen, wie sie sich auf manchen Gefäßen der Länder an der unteren Donau finden. Die Gewißheit dieser letzteren, von Wilke scharfsinnig nachgewiesenen Tatsache läßt sich nicht bestreiten, aber bewiesen ist damit doch noch nicht, daß die bandkeramische Kultur an der unteren Donau ihre Ursprungsstätte haben muß.¹⁾ Der französische Altertumsforscher Salomon Reinach dagegen nimmt an, daß es in Nord- und Mitteleuropa eine durchaus unabhängige und bodenständige Kultur während der jüngeren Steinzeit gegeben habe, welche, fächerförmig von dort ausstrahlend, der Keim aller Fortschritte gewesen sei, welche Europa bis zur Blütezeit der mykenischen Kultur und darüber hinaus zurückgelegt hat. Auch der österreichische Forscher M. Much nimmt diesen Standpunkt ein, den er in seinem neuesten Werke²⁾ mit sehr beachtenswerten Gründen, wie schon zuvor in seinem Buche über „die Heimat der Indogermanen“, verteidigt hat. Eine Entlehnung der Spiraldekoration aus der mykenischen Kultur hält er schon deshalb mit Recht für ausgeschlossen, weil jene Verzierungsweise in den unteren Donauländern und in dem mitteldeutschen Gebiete bereits in der jüngeren Steinzeit, also erheblich früher erscheint, als die angeblich mykenischen Vorbilder überhaupt vorhanden waren.³⁾ Da nun die in Nordthüringen bzw. im Mansfeldischen gefundenen Gefäße mit Spiral- und Mäanderverzierung, denen keine Spur von Metall beigegeben ist, zum mindesten im dritten Jahrtausend v. Chr., ja vielleicht schon im vierten, geformt sein müssen, so ist auch der umgekehrte Fall denkbar, nämlich

¹⁾ Auf diese Dinge werde ich in einer abschließenden Betrachtung über die Entstehung der Spiral- und Mäanderverzierung, ihr Alter und ihr Ursprungsland noch einmal zurückkommen.

²⁾ M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas. Jena, H. Costenoble 1907.

³⁾ A. a. O. Seite 129.

daß die Bandkeramik vom Nordwesten ausgegangen ist, nach Südosten zu ihren Weg genommen, in den Ländern an der unteren Donau ihren Höhepunkt erreicht hat und in abgeblaßten Formen selbst bis auf die Inselwelt des Aegäischen Meeres und in das westliche Kleinasien vorgedrungen ist, nicht auf den Wegen des Handels und Verkehrs, der in jenen fernliegenden Zeiten eine solche Wirkung schwerlich hätte hervorbringen können, sondern im Gefolge einer gewaltigen Völkerbewegung. Der Nachweis, welche Völker die Träger der Bandkeramik gewesen sind, und von wo sie ausgegangen sind, muß demnach erst noch geliefert werden. Vor allem stimmen die Altersverhältnisse nicht zu den herrschenden Annahmen. Denn wenn Hörnes¹⁾ schließlich doch nur zu behaupten wagt, die Ausbildung der bandkeramischen Verzierung im Süden sei vor und während der mykenischen Kulturperiode, also teilweise parallel mit der Entwicklung des spezifisch mykenischen Zeichenstils erfolgt und sei dann im Dipylonstil (den Kossinna²⁾ als früheisenzeitlich bezeichnet und um 1200 v. Chr. zur Zeit der dorischen Wanderung beginnen läßt) mehr oder minder gereift und glänzend hervorgetreten, d. h. — in Zeitzahlen übertragen — ihre Ausbildung sei in der Zeit von 1500 bis 1000 v. Chr., also vor 3000—3500 Jahren erfolgt, so ist das denn doch ein gewaltiger Zeitabstand gegenüber dem Alter der thüringischen Bandkeramik, die mindestens dem dritten Jahrtausend v. Chr. angehört, der also ein Alter von rund 5000 Jahren zuzusprechen ist, wie denn auch Köhl selbst der jüngsten Periode der rheinischen Bandkeramik ein Alter von über 5000 Jahren zuweist. Wie wenig hier die Ansichten der Forscher noch übereinstimmen, ergibt sich schon daraus, daß Hörnes es für einen Irrtum erklärt, die geometrischen Stilarten Griechenlands aus dem Norden herzuleiten, wogegen Kossinna den Dipylonstil im geraden Gegensatz dazu als einen nordisch-geometrischen bezeichnet.

Merkwürdigerweise ist auch Much, der doch so viele berechnete Einwendungen gegen „das Trugbild der orientalischen Kultur“ erhoben hat, der Ansicht,³⁾ „daß ohne Zweifel das Ländergebiet an der Donau die Geburtsstätte dieses in allen

1) Hörnes, a. a. O. Seite 323.

2) Kossinna, a. a. O. Seite 178.

3) A. a. O. Seite 80.

folgenden Zeitaltern bis zum heutigen Tage in allgemeiner Uebung gebliebenen Dekorationselementes gewesen sei“ und kommt weiter zu der Annahme, daß ein Krug aus einem der Pfahlbauten im Mondsee¹⁾ die Zwischenstufe der Entwicklung der Spirale zum Mäander zeige, läßt aber dabei außer acht, daß die Mondseer Pfahlbauten, wie die in ihnen gehobenen Kupferfunde beweisen, doch erst in den Ausgang der jüngeren Steinzeit gehören, während die thüringische Bandkeramik einer noch völlig metallosen Zeit angehört, also erheblich älter ist. Im besonderen werden aber die noch zu besprechenden Funde von der Gottesbelohnungshütte den unwiderleglichen Beweis erbringen, daß alle Erscheinungen der Ursprungszeit der Bandkeramik Mitteldeutschlands im dritten Jahrtausend v. Chr., ja — da diese Keramik bereits einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit angehört — vielleicht schon im vierten Jahrtausend v. Chr. im Mansfelder Lande vorhanden gewesen sind und überdies auch einen unverkennbaren Kunstsinn und eine weit größere Kunstfertigkeit voraussetzen, als man bisher der nordeuropäischen Bandkeramik zugetraut hat. Denn hier findet sich nicht nur die Spirale und der Mäander, sondern auch die Füllung der eingetieften Linien mit Weiß, ja auch, wie es bei den Mäandern der Tröbsdorfer Butte der Fall ist, mit Rot; ferner die Auflegung oder Hervortreibung leistenförmiger Gebilde und Wülste; hier auch die Anfänge der Bemalung. Von einer Entlehnung aus den Küstern des Mittelmeeres und nun gar von der mykenischen Kultur kann angesichts dieser Altersverhältnisse nicht die Rede sein. Und wenn schon vor dem Eintritt der sogen. Kupferzeit auf den Gefäßscherben der „Gottesbelohnung“, wie auch auf den Gefäßen von Oberwiederstedt nicht bloß die Spirale, sondern auch der Mäander sich nebeneinander zeigen und auf dem Gefäße von Tröbsdorf eine freie, fast launenhafte Verwendung von ausgebildeten Mäandern, so ist doch hinlänglicher Grund gegeben, mit dem Urteil über das Ursprungsland der Bandkeramik noch zurückzuhalten und erst eine größere Fülle von Beobachtungen abzuwarten.

¹⁾ Ebenda Abbildung 36.

II. Ein Gefäß mit figürlichen Darstellungen aus dem Kulturkreise der Bandkeramik und seine Bedeutung für die Urgeschichte der bildenden Kunst.

Ein Fund von ganz besonderer Wichtigkeit wurde nicht lange nach der Aufdeckung des von mir beschriebenen Grabes mit Bandkeramik ebenfalls in der ersten Hälfte des Monats Mai 1908 dicht am Ostabhange des Hüttenbergs, da, wo dieser sich zum Wippertale hinabzusenken beginnt, gemacht, als die Arbeiter — Italiener und Türken! — die dort liegende Lößdecke bis auf den darunter befindlichen Kies abräumten. Dort stieß man nämlich nach Angabe des Herrn Hütteninspektors Fleckser auf eine runde Grube von nicht mehr als 0,5 m Durchmesser, welche sich durch die in ihr vorhandene, tief-schwarze Erde auffallend von der gelben Umgebung abhob. Bei der geringen Größe der Grube und auf Grund der persönlichen Wahrnehmung des Herrn Fleckser kann mit voller Bestimmtheit behauptet werden, daß hier kein Grab bloßgelegt war, weshalb auch keine Menschenknochen sich fanden, sondern eine Grube von anderer Bestimmung. Ferner steht fest, daß die an dieser Stelle zutage geförderten Fundstücke in der tief-schwarzen Erde so dicht beieinander lagen, daß der Schluß auf ihr Hineingeraten in die Grube zur selben Zeit durchaus berechtigt ist. Der Nachweis der Gleichzeitigkeit aller in der recht kleinen Grube vorgefundenen Sachen ist nämlich in diesem Falle von Wichtigkeit.

An dieser Stelle also fand man eine ziemlich große Anzahl verschiedener Scherben, die sich dem Kundigen auf den ersten Blick als Scherben der jüngeren Steinzeit erweisen. Mehrere sind grob, rau und unverziert; andere haben Gefäßen angehört, welche sorgfältig geformt, gut gebrannt und verziert sind. Einige von ihnen ergaben nach ihrer Zusammensetzung den unteren Teil eines Gefäßes, welches unter den bisher bekanntgewordenen Fundstücken der neolithischen Keramik geradezu als einzig bezeichnet werden kann, da es in den Sammlungen Europas schwerlich seinesgleichen hat.

Zunächst beschreibe ich drei Randstücke eines hellbraunen, unverzierten Napfes (V. S. Nr. 2977 a 1—3), der vielleicht halbkugelige Gestalt hatte und dessen Innenseite, wie auch die

Bruchstellen dieselbe braune Färbung hatten, wie die Außen-
seite. In den Ton sind kleine Splitter von Feldspat eingemengt.
Sechs andere fahlbraune Scherben (Nr. 2977 b 1—6), deren
Tonmasse Feldspatbrocken in so großer Zahl beigemengt sind,
daß sie nicht nur auf der äußeren, sondern auch auf der inneren
Oberfläche zahlreich hervortreten, müssen einem großen und
starken Gebrauchsgefäße angehört haben. Denn an einem noch
11 cm langen, 6 cm breiten und durchschnittlich 1 cm dicken
Bruchstücke (V. S. Nr. 2977 b 1) erblickt man einen undurch-
lochten Buckel von 5 cm Länge und (einschließlich der 1 cm
starken Wandung) 3,5 cm Dicke, welchem sich übrigens noch
ein zweites Bruchstück (V. S. Nr. 2977 b 2) von derselben Stärke,
aber etwas geringerer Höhe des Buckels zugesellt. Dieser Buckel
ist ein wenig aufwärts gebogen, gleich den Henkeln an den
von mir beschriebenen Tonbutten, und zeigt eine von oben nur
bis zur Mitte des Buckels ausgeführte Durchlochung.¹⁾ Dieser
Umstand läßt das Gefäß, dem diese Vorsprünge angehörten, als
ein den handkeramischen Butten verwandtes erscheinen.
Dicht neben diesen beiden Buckeln bemerkt man auf der oberen
Hälfte ihrer Umgebung mehrere tiefe Eindrücke von Finger-
nägeln, die auch auf einem dritten buckellosen Bruchstücke
desselben Gefäßes (V. S. Nr. 2977 b 3) wiederkehren. Die übrigen
Bruchstücke (V. S. 2977 b 4—6) haben kein besonderes Merkmal.

Ein drittes Gefäß, welches nach Ausweis seiner stark ge-
krümmten Wandung Bombenform und außerdem eine oder
mehrere Warzen gehabt haben muß, da eine in der Mitte ab-
gebrochene Warze noch an ihm zu sehen ist, ist nur durch ein
einziges schwärzlichgelbes Bruchstück (Nr. 2977 c), dessen Innen-
seite hellere Färbung zeigt, vertreten. Die Wandung ist 1 cm
stark.

Von einem vierten Gefäße ist ebenfalls nur ein Bruch-
stück, aber ein Randstück (Nr. 2977 d) vorhanden. Der fein-
geschlammte, anscheinend von Einnengungen freigehaltene Ton
dieses Stückes ist beiderseits mit einer feinen, höchstens 1 mm
starken, ziegelroten Tonschicht überzogen, deren Rot dem Tone
schon vor dem Brennen des Gefäßes beigemengt zu sein scheint.
Auf der Innenseite ist die rote Färbung noch sehr gut erhalten;

¹⁾ Vgl. das zweite Stück rechts in der zweiten Reihe der Tafel XVII
unter Nr. 2977 b².

auf der Außenseite leuchtet sie nur noch schwach durch eine dunklere Färbung hindurch. Bei der Betrachtung der Innenseite erhält man den Eindruck, daß das nur $\frac{1}{2}$ cm starke Gefäß durch Aufeinanderlegen schmaler Tonwülstchen, die durch Zusammendrücken und Ueberstreichen ausgeglichen worden sind, aufgebaut worden ist.

Mehr Beachtung beansprucht und sicherere Belehrung über die Zeit, welcher die Fundstücke angehören, gewährt eine Anzahl verzierter Scherben, zu deren Beschreibung ich nun übergehe.

Richten wir zunächst unsere Aufmerksamkeit auf einige durch beigemengten Kohlenstaub oder Kienruß innen und außen, wie auch an den Bruchstellen schwarzgefärbte Scherben von durchschnittlich 1 cm Stärke (Nr. 2978 a und b), von denen sich einige zu einem größeren Randstück (a), andere zu einem stark gekrümmten Bauchstück (b) zusammensetzen ließen.¹⁾ Das Ganze scheint eine bombenförmige Schale mit glatt gestrichenem, nach innen gekehrtem, oben verdünntem Rande gewesen zu sein. Schon durch diese Form wird das Gefäß der Bandkeramik zugeteilt. Näheren Aufschluß über seine Zeitstellung gewähren die auf der Außenseite eingeritzten Verzierungen, welche teils aus geraden, teils aus winkelig gebrochenen Linien bestehen. Diese sind die einfachste und älteste Verzierungsweise der Bandkeramik. Dieser ihrer ältesten Periode aber dürften die hier zu besprechenden Scherben aus dem Grunde nicht angehören, weil die auf ihnen wahrnehmbaren Linien anscheinend Mäander bilden. Am Rhein, wo in der Gegend von Worms neuerdings viele Gräber mit Bandkeramik aufgedeckt worden sind, hatten die Forschungen Köhls²⁾ ihn zu dem Ergebnis geführt, daß die Haupteigentümlichkeit der zweiten bandkeramischen Entwicklungsstufe darin bestehe, daß in ihr die Ornamente der Spirale und des Mäanders, d. h. eines geradlinigen Winkelbandes, zum erstenmal auftreten, die in der dritten Entwicklungsstufe der Bandkeramik vollständig wieder verschwinden und erst in erheblich späteren Perioden wieder

¹⁾ Vgl. die Abbildungen (das zweite Stück der ersten und das erste Stück der zweiten Scherben-Reihe) auf Tafel XVII.

²⁾ Köhl, Südwestdeutsche Bandkeramik. Neue Funde vom Rhein mit analogen Fundstellen. (Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Nr. 8, 1902, S. 64.)

auftauchen. (Ob auch die Annahme, daß diese Ornamente südlichen Völkern entlehnt oder von solchen bei uns eingeführt seien, zu Recht besteht, soll an dieser Stelle dahingestellt bleiben.) Zwei Jahre später aber hat Köhl (im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- und Altertumsvereine 1904) seine Zeitbestimmung verändert, und zwar infolge neuer Funde. Diese ergaben aufs unzweideutigste, daß auf die älteste oder Hinkelsteinperiode die Rössener Keramik und auf diese die Spiral-Mäander-Keramik gefolgt ist, wie auch die Bestattungen der ersten beiden Perioden gestreckte Skelette, die der dritten aber auf der linken Seite liegende Hocker enthielten. Den Beweis dafür, daß die Rössener Periode — wenigstens am Rhein — älter ist als die Spiral-Mäander-Keramik, hat Köhl in den Lagerungs- und Ueberschneidungsverhältnissen derjenigen Erdschichten gefunden, welche Ueberreste aus den beiden Perioden in sich bergen. In einer ganzen Reihe von ihm genau beobachteter Vorkommnisse war stets bei der Herstellung einer spiralkeramischen Grube die Rössener Anlage, Grube oder Graben, zum Teil zerstört worden, und zwar so, daß man unter der sie überschneidenden Schicht mit Spiralkeramik noch bis zu einer gewissen Tiefe den Rest der Rössener Anlage deutlich nachweisen konnte. Dadurch ist für das Rheinland — und doch wohl auch für andere Gegenden — aufs schlagendste bewiesen, daß die Rössener Anlage die ältere, die mit Spiral-Mäanderkeramik die jüngere ist.

Zweitens ist zu bemerken, daß über das Alter und Vorkommen des Mäanders vielfach ganz irriige Vorstellungen herrschen, über die ich mich in einem Anhang aussprechen werde, da die Altersbestimmung des Bildwerks von der Gottesbelohnung von der Altersbestimmung des Mäanders mit abhängt. Betrachtet man nun die beiden noch bis zu 12 bzw. 10 cm großen Bruchstücke, so erblickt man auf ihnen deutlich fein eingerissene Mäander, durch welche ihre Zugehörigkeit zur dritten Entwicklungsstufe der Bandkeramik nach Köhlschem System verbürgt wird.

Betrachten wir ferner das aus drei kleineren Bruchstücken wieder zusammengesetzte und nunmehr 10×8 cm große Randstück eines großen Gefäßes mit (nach Ausweis der Krümmungslinie) weiter Oeffnung (Nr. 2978 c), welches aus

fein geschlammtem, tiefschwarz wie poliertes Ebenholz glänzendem Ton hergestellt ist, so fällt uns sofort eine kühn geschwungene, zwischen zwei tief eingeritzten Linien sich dachförmig erhebende und etwa 1 cm breite Bogenlinie ins Auge, deren konkave Oeffnung dem Boden zugekehrt ist, so daß man annehmen muß, sie habe in ihrer Fortsetzung eine Spirale gebildet.¹⁾ Von der Außenseite dieser Spirale erstreckt sich nach dem Rande zu ein tief eingeritztes, sehr spitzes Dreieck, welches die obere Hälfte einer Raute, aber auch Teil eines Mänders sein kann. Der inneren Seite des Bogens aber strebt von unten her eine eigentümlich geformte Kreuzfigur entgegen, als deren Kern man ein Quadrat mit stark eingezogenen Seiten bezeichnen kann, dessen Ecken je ein ovales Grübchen quer in rechtem Winkel vorgelegt ist, jenseits dessen dann die durch das quer vorgelegte Grübchen abgeschlossene Ecke sich noch $\frac{1}{2}$ cm weit in Spitzenform fortsetzt. Allerdings ist nur die nach dem Gefäßrande weisende Ecke der quadratischen Figur mit Grübchen und Spitze vollständig erhalten, aber an den nach links und rechts weisenden Ecken der Figur ist wenigstens ein Teil der Rundung des vorgelegten Grübchens noch deutlich zu erkennen, während die übrige Umfassungslinie und die Spitze weggebrochen sind. Die dem Boden zugekehrte Ecke des Vierecks ist aber abweichend gebildet, denn sie verläuft nicht spitz, sondern knaufförmig abgerundet. In ihr erhebt sich eine senkrecht gestellte, ovale Warze, welche sie vollständig ausfüllt und steil in die begrenzenden Umrißlinien zur Rechten und Linken abfällt. Mehr ist von dem Gefäße leider nicht erhalten, aber das Erhaltene genügt, um zu erkennen, daß in ihm Spiral- und Winkelverzierung vereint sind, die das Gefäß ebenfalls in die nach Köhls Rechnung dritte Entwicklungsstufe der Bandkeramik mit Spiral- und Winkelbandverzierung verweisen. Besondere Beachtung verdient noch der Umstand, daß hier eine aufgetragene, erhöhte Spirale auftritt, die man sonst dem Nordwesten Europas abzusprechen pflegt und für eine Eigenheit der osteuropäischen Bandkeramik anzusehen geneigt ist. Wenn wir nun bedenken, daß Köhl, der dem Rössen-Albsheimer Typus, welcher besonders durch eine

¹⁾ Vergl. die Abbildung des Stückes Nr. 2978 c in der ersten Reihe links auf Tafel XVII.

verschwenderische Ausfüllung der Vertiefungen mit weißer Paste und durch die Anbringung herabhängender Franzen und Troddeln sich hervortut, ein Alter von mehr als 5000 Jahren zuschreibt, ihn also vor das Jahr 3000 v. Chr. G. verlegt, was durchaus zutreffend erscheint, weil in den mit Bandkeramik ausgestatteten Gräbern Rheinlands und auch Thüringens noch nie auch nur eine Spur von Metall gefunden worden ist, so müssen, mit diesem Maßstabe gemessen, die Gefäßreste der „Gottesbelohnung“, weil sie der dritten Entwicklungsstufe der Bandkeramik angehören, mindestens der Mitte oder dem Anfange des dritten Jahrtausends v. Chr. Geb. zugewiesen werden, zumal ja in demselben Jahrtausend auf die Bandkeramik noch die Stufen der Schnur- und der Zonenbecherkeramik folgen. Diese Feststellung des annähernd zutreffenden Alters der Spiral- und Mäanderkeramik ist von Wichtigkeit, weil durch sie auch das Alter der mit ihnen zusammen gefundenen und nun noch zu besprechenden Gefäßreste bestimmt wird, welche nach ihrer Zusammensetzung den unteren Teil einer mit figürlichem Bildwerk bedeckten Vase ergaben, die, wie schon von mir angedeutet worden, wegen ihres Alters geradezu als eine Seltenheit ersten Ranges bezeichnet werden darf und diese Bezeichnung auch noch verdienen würde, wenn sie einer erheblich jüngeren Zeit angehörte, als ihr tatsächlich zukommt. Ich gebe zuerst eine Andeutung ihrer Form, die ja zwar am besten aus der wohl gelungenen, von Herrn Königl. Landmesser H. Eschenhagen in Nordhausen freundlichst hergestellten Abbildung auf Tafel XVII¹⁾ erhellt, aber doch, weil eben nur ein Teil des Gefäßes sich hat wieder zusammenstellen lassen, eine Ergänzung durch Wort und Zeichnung finden muß, so weit die dürftigen Trümmer des Oberteils eine solche gestatten. Wie die zahlreichen frischen Bruchstellen der Scherben beweisen, sind noch mehr Stücke der oberen Hälfte da gewesen, aber von den fremdsprachigen Arbeitern, die natürlich für den Wert solcher Trümmer kein Verständnis hatten, weggeschafft worden, so daß vom Bauchumbruche an bis zum Rande beinahe nichts erhalten ist, was außerordentlich zu bedauern ist. Um so mehr ist anzuerkennen, daß es der Aufmerksamkeit des

¹⁾ Nr. 2979 a der Eisleber Sammlung. Vgl. die photographische Abbildung auf Tafel XVII, Nr. 2979 a¹ und die Zeichnung der aufgerollten Bildfläche auf Tafel XVII, Nr. 2979 a².

Herrn Hütteninspektors Fleckser und des Herrn Aufsehers Krämer gelungen ist, das uns Verbliebene zu retten.¹⁾

Auf einem flachen Boden von nur 9 cm Durchmesser erhebt sich eine stark ausgebauchte, also nach oben schräg aufgehende Wandung mit stetig sich vergrößerndem Durchmesser, welche durch vier senkrechte, von innen herausgetriebene, wie Bildrahmen wirkende Wülste in vier Felder eingeteilt ist.²⁾ Die Bruchstellen zeigen einen schwarzen, infolge der Beimischung sehr fein zerstoßener Quarz- oder Feldspatteilchen sandsteinähnlichen Ton von körnigem Gefüge; die Färbung der Innen- und Außenseite ähnelt einem Schokoladenbraun; die Wandung ist gleichmäßig 1 cm dick, verdickt sich aber da, wo die Wülste und die noch zu erwähnenden Warzen aufsitzen, um 1 cm. Da, wo die Wülste am weitesten aus der Wandung herausgedrückt sind, erreichen sie die Höhe von 1 cm. Diese, auf der Innenseite als längliche, rechteckige Grube sich darstellende Vertiefung wird natürlich dem Boden zu immer flacher, wie sich auch dementsprechend die Erhöhung des Wulstes auf der Außenseite nach dem Boden zu allmählich verläuft. Jeder Wulst wird von dem Bauchumbruche an bis zu seinem Auslauf in der Nähe des Bodens auf jeder Seite von einer ihn begrenzenden, eingetieften Linie begleitet. Nur ein einziger Wulst wird auf seiner rechten Seite von einer doppelten Tiefelinie begleitet, die vermutlich die Bestimmung hat, den Anfang bzw. das Ende der Bilderreihe anzuzeigen, da nicht einzusehen, warum diese zweite Linie an anderen Stellen weggelassen ist, obwohl hinreichend Raum zu ihrer Anbringung gewesen wäre. Leider fehlen nun zwei Felder und demnach auch die in ihnen dargestellte Figur fast vollständig, so daß aus den Darstellungen, die uns verblieben sind, nicht mit Sicherheit auf eine nach bestimmtem Plane fortschreitende Darstellung geschlossen werden kann; aber eine Abänderung der Haltung des dargestellten Gegenstandes in den verschiedenen Feldern ist ohne

¹⁾ Vgl. die Zeichnungen 2979 a² und a³ auf Tafel XVII.

²⁾ Hier hätten wir also neben der Gruppe des von Hörnes neuerdings so benannten „Umlaufstils“ auch einen frühesten Vertreter des von jenem unterschiedenen Rahmenstils, der auf der Einteilung der Flächen in Felder durch Einteilungsrahmen (hier Wülste) beruht. (Hörnes, Die neolithische Keramik in Oesterreich. Jahrbuch der Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmäler III, Seite 1 ff.)

Zweifel vorhanden. Ziemlich genau in der Mitte zwischen je zwei Wülsten, die an ihrem oberen Ende selbst warzenartig auslaufen, sitzt in gleicher Höhe dicht unter dem Bauchumbruche je eine Warze von 1 cm Höhe, die bald spitz abgerundet, bald auf ihrem Scheitel platt gedrückt ist. Die Höhe des in Felder geteilten Unterteils beträgt 10 cm; der größte Durchmesser des Gefäßes, der sich an der Stelle des Umbruchs befunden haben muß, hat 21 cm Länge; die Breite der Wülste schwankt in ihrem oberen Teile zwischen 2,5 und 3 cm; die Breite der zwischen ihnen liegenden Felder beträgt in der Nähe des Umbruchs 13—14 cm. Wie der obere, in den erhaltenen Stücken fast schwarz erscheinende Gefäßteil gestaltet gewesen ist, läßt sich leider nicht sagen, da an keiner Stelle Bruchstücke erhalten sind, die vom Umbruche bis zum Rande reichen; aber so viel ergibt sich aus den wenigen erhaltenen Stücken doch, daß vom Umbruche an der Oberkörper sich alsbald stark verengt haben muß und daß unmittelbar an den Umbruch sich ein 2 cm breiter, gürtelförmiger, nach oben sich stark verjüngender und beiderseits, oben und unten, durch sehr tief eingefurchte Linien abgegrenzter Streifen angeschlossen haben muß, der wechselnd geglättete und verzierte Felder zeigte. Die Verzierung dieser letzteren besteht aus vier wagerecht übereinander angeordneten Reihen teils kreis- teils halbmondförmiger Eindrücke, die, dicht aneinander gereiht, ein rechteckiges Feld bilden.¹⁾ Ob auch auf dem weiter oben folgenden Schulter- oder Halsteile des Gefäßes Verzierungen zu finden waren, und welche Gestalt dieser Teil hatte, läßt sich in Ermangelung von Beweisstücken nicht sagen. Nur so viel ist gewiß, daß sich das Gefäß über jenen Gürtel hinaus noch weiter nach oben fortgesetzt hat.

Wir wenden uns daher nun den bildlichen Darstellungen des Gefäßes zu, welche in allen vier Rahmenfeldern einen Vogel in ganzer Figur oder doch noch Teile seines Körpers wiedergeben.²⁾ Gleich hier sei bemerkt, daß die vertieften Linien der Zeichnung eine weiße Einlage gehabt haben. Reste davon sind noch sichtbar.

¹⁾ Ein Stück dieses über dem Umbruche sich anschließenden Gurtbandes ist als letztes Stück der Scherben auf Tafel XVII mit der Nummer 2979 d abgebildet.

²⁾ Hierzu ist die Zeichnung der Vogelbilder auf dem aufgerollten Gefäßmantel (Nr. 2979 a² auf Tafel XVII) zu vergleichen.

Wenn wir mit dem hinter dem senkrechten Doppelstriche stehenden Felde als dem ersten beginnen, so erkennen wir in dem darin erhalten gebliebenen kleinen Bildreste, sobald wir diesen mit dem entsprechenden Stücke in den anderen Feldern vergleichen, mit voller Deutlichkeit den sehr gut erhaltenen Rest eines fächerförmig ausgebreiteten Vogelschwanzes, wie ihn in dieser Art nur ein ganz bestimmter Vogel haben kann. Dazu kommt noch auf einem vom Boden emporragenden zackigen Stückchen der Wandung der rechte Ständer und dessen rechte Zehe nebst der Mittelzehe. Im zweiten Felde fehlt dem Vogel Kopf, Hals, Ober- und Hinterteil samt dem Schwanz; dagegen sind Brust, Bauch, beide Ständer und deren Zehen vollständig erhalten. Im dritten Felde ist das den Vogel von seiner Langseite zeigende Bild mit Ausnahme des oberen Drittels des fächerförmigen Schwanzes, wenn auch mit einem weithin durch den Leib gehenden Bruche, vollständig erhalten, und auch im vierten Felde ist das Bild mit Ausnahme eines kleinen Halsausschnittes ein vollständiges. Daß es immer derselbe Vogel sein soll, ergibt sich aus der übereinstimmenden Zeichnung der einzelnen Teile; dagegen ist die Gesamthaltung des Körpers nicht durchweg dieselbe; der Zeichner scheint also beabsichtigt zu haben, eine verschiedene Haltung darzustellen. Aus dem Felde Nr. 1 läßt sich bezüglich der Haltung des Vogels gar nichts entnehmen, da der ganze eigentliche Körper fehlt; in dem zweiten Felde zeigt die verhältnismäßige Länge und etwas schräge Stellung der Ständer, sowie die fast senkrechte Haltung von Brust und Unterhals, daß der Vogel sich wie zum Lauf oder zum Umher-spähen aufgerichtet hat; im dritten Felde ist der Vogel gerade aufgerichtet und späht vor sich hin; im vierten Felde ist er nach vorn geneigt und duckt sich deutlich zusammen; darum erscheinen hier die Ständer kurz, weil durch den geduckten Leib ihr Oberteil verdeckt wird. Aus alledem erhält man den Eindruck, daß der Zeichner nach einem lebenden Vorbilde, sei es an Ort und Stelle oder sei es aus fest eingepprägter Erinnerung heraus, die Bilder entworfen hat. Besondere Anerkennung verdient es aber, daß er die Ständer in richtiger Perspektive gezeichnet hat, nämlich den vornstehenden rechten erheblich länger, als den weiter hinten stehenden linken, daß er also ein schon einigermaßen geschultes künstlerisches Auge besessen hat.

Wenn nun die Frage aufgeworfen wird, was für ein Vogel hier (ehemals in vier, jetzt nach dem Verluste von zwei Bildern nur noch in zwei vollständigen Bildern) dargestellt ist, so ist klar, daß schon wegen des sehr hohen Alters des Gefäßes Nachbildungen fremder Vögel ausgeschlossen sind, daß vielmehr nur solche Vögel in Betracht kommen können, die an dem Fundorte heimisch waren, und zwar nur ungewöhnlich große. Pfau und Truthahn sind von vornherein ausgeschlossen, denn beide sind erst in jüngerer Zeit in Deutschland eingeführt worden: der Pfau, wie schon der aspirierte Anlaut seines Namens, der bei lateinischen Lehnwörtern im Deutschen immer eingetreten ist, beweist, aus Italien in der römischen Kaiserzeit; der Truthahn nach der Entdeckung Amerikas aus diesem neuentdeckten Erdteil. Von den in Deutschland seit der Urzeit heimischen Vögeln können ihrer Größe und Gestalt wegen nur die Trappe und der Auerhahn in Wettbewerb miteinander treten. Freilich spricht schon der erste Blick zugunsten des Auerhahns. Um aber zu einem möglichst sicheren Urteil zu gelangen, habe ich die von dem verstorbenen Direktor des Königl. Luther-Gymnasiums zu Eisleben Herrn Prof. Dr. Gerhardt zusammengebrachte vorzügliche Sammlung ausgestopfter Vögel unter Führung des Herrn Prof. Otto in Eisleben in Augenschein genommen, in welcher sich mehrere ausgestopfte Vertreter beider Gattungen befinden, die von kundigem Jägerauge beobachtet und von der Hand desselben Jägers in naturgetreuer Haltung ausgestopft worden sind. Bei der alsbald vorgenommenen Vergleichung stellte sich heraus, daß der Abstand der Flügelkante von der Bauchlinie bei dem gezeichneten Vogel dasselbe Verhältnis zeigt, wie bei dem Auerhahn. Bei beiden erstreckt sich auch die Federlage und die Zeichnung der Federn in der Richtung der Längsachse des Körpers, wogegen die Federn der Trappe in einer so auffallenden Weise quer gestreift sind, daß diese Zeichnung von dem Zeichner nicht unbeachtet hätte bleiben können, wenn er eine Trappe als Vorlage gehabt oder sich gedacht hätte. Für einen Auerhahn scheint allerdings der gezeichnete Vogel etwas zu beleibt zu sein, aber diese Eigenheit erklärt sich, wenn man annimmt, daß der Zeichner einen Auerhahn hat darstellen wollen, der sein Federkleid beim Balzen „aufgeplustert“ hat, worauf wohl auch die kreis- und halbkreisförmige Randverzierung

des ganzen Vogelkörpers, die wohl gekrauste Federchen darstellen soll, hindeutet. Während nun bei dem Trappenhahn die Spitzen des Schwanzes und der Flügel zusammentreffen, reicht beim Auerhahn der Schwanz, wie es auch bei den gezeichneten Bildern der Fall ist, beträchtlich über die Flügelspitzen heraus. Bei dem von mir betrachteten Vogel betrug der Ueberstand mindestens 20 cm. Und während die Beine des Trappenhahns verhältnismäßig nahe beisammen stehen, haben die des Auerhahns einen größeren Abstand voneinander, genau so, wie es der Bildrest Nr. 2 zeigt. Die drei Zehen des Auerhahns sind kräftiger und länger als die der Trappe und stehen genau so von dem Ständer ab, wie es die Zeichnung in den Bildern Nr. 2—4 zeigt. Ferner hat der Trappenhahn einen verhältnismäßig kurzen und geraden Schnabel, der Auerhahn dagegen einen weit größeren und nach Raubvogelart stark gekrümmten, lauter Merkmale, die auch an den gezeichneten Bildern sich finden. Auffällig ist, daß die Augen fehlen. Sonst aber stimmen alle Einzelheiten so vollkommen zu dem Auerhahn, wie er in Wirklichkeit ist, daß man nicht zweifeln kann, daß der Zeichner einen Auerhahn hat darstellen wollen und auch infolge scharfer Beobachtung lebender Vögel ganz geschickt dargestellt hat. Ja, die feine Beobachtung und die Bekanntschaft mit dem eigenartigen Gebaren des merkwürdigen Vogels scheint so weit zu gehen, daß er ihn nicht einfach schablonenmäßig vervielfältigt, sondern in wechselnder Haltung dargestellt hat. Es ist sehr zu bedauern, daß nur zwei Darstellungen fast völlig und die anderen zwei nur als kleine Bruchstücke erhalten sind, aber so viel kann man schon aus der Vergleichung von Nr. 2 und 3 mit Nr. 4 ersehen, daß in den beiden ersten der Körper des Vogels steil aufgerichtet, in Nr. 4 dagegen nach vorn gebeugt, seine Haltung also eine geduckte ist. Das Bruchstück Nr. 1 hat, obwohl es nur einen Teil des Schwanzes zeigt, den Vorzug, daß hier die fächerförmige Ausbreitung der Schwanzfedern besonders anschaulich hervortritt.

Wenn nun auch, da die Töpferei in der Urzeit wohl vorwiegend Frauenarbeit war, eine Frau dem Gefäß seine Form gegeben haben mag, so kann als Zeichner der Vogelbilder doch wohl nur ein Mann, und zwar ein Jäger, der auf der Jagd in wiederholter Beobachtung die Eigenart dieses Vogels sich genau eingepägt hatte, in Betracht kommen. Dieser vorgeschichtliche

Zeichenkünstler, der vor etwa 5000 Jahren den Zeichengriffel zu diesen Bildern geführt hat, entspricht durchaus den Anforderungen, die Hörnes¹⁾ an wirkliche Kunst der vorgeschichtlichen Zeit stellt, wenn er sagt: „Damit sich wirkliche Kunst (und nicht etwa bloß eine Bilderschrift) gestalten könne, muß das Vergnügen an der Nachahmung ausbildend hinzutreten. Dieses Vergnügen kann hervorgerufen werden durch die Naturtreue, die volle Deutlichkeit und Richtigkeit der Darstellung. So entsteht die freie naturalistische Bilderei.“²⁾ Wer könnte nun wohl bei der Betrachtung der zwar wiederholten, aber in Haltung und Stellung bewußt veränderten Zeichnung desselben Vogels auf unserem Gefäß leugnen wollen, erstens, daß Vergnügen an der Nachahmung diese Bilder geschaffen hat, und zweitens, daß sie naturgetreu ausgefallen sind und somit der freien naturalistischen Bilderei angehören? Wenn dann Hörnes weiter fortfährt: „Das Vergnügen kann aber auch im Sinne des Bildes wurzeln, welcher nur verstanden zu werden braucht, um eine Lustwirkung hervorzubringen. Das Vergnügen dieser Art besteht in einem gewissen Einverständnis, in dem an sich angenehmen Erwecken von Erinnerungen und Vorstellungen durch einfachste piktographische Zeichen“, — so kann dieses Verstehen natürlich nur bei angenehmen Erinnerungen ein Vergnügen sein. — Jedesfalls läßt sich nicht verkennen, daß bei Anfertigung der hier vorliegenden Auerhahnzeichnungen offenbar beide Arten des Vergnügens wirksam gewesen sind: einerseits das Vergnügen an der gelungenen naturgetreuen Nachahmung, und andererseits die Absicht, angenehme Erinnerungen an erlebte Jagdfreuden zu erwecken, welche das mehrfache Bild des in verschiedener Haltung dargestellten edlen Wildes immer aufs neue in der Seele des mit dem kleinen Kunstwerke beglückten Besitzers wachrufen sollte.

¹⁾ Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, S. 332. Wien 1898.

²⁾ Much in seiner Schrift „Die Trugspiegelung orientalischer Kultur“, Jena, Costenoble 1907, S. 132, ist der Meinung, daß Nachbildungen von Tieren, seien es plastische oder bloße Tierzeichnungen, selbst ganz formlose Stücke, besonders sofern sie Ornamente tragen, auch als Zaubermittel getragen sein könnten. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, dürfte sich doch noch fragen, ob dies auch von Tierbildern auf Gefäßen gelten könne.

Die Bildnerien des Gefäßes hatten also wohl den Zweck, den Besitzer als glücklichen und erfahrenen Jäger zu feiern, der es verstanden hatte, das scheue Wild zu belauschen und zu erlegen. Ja vielleicht hatte der Jäger seinen eigenen Jagderinnerungen hier Ausdruck verliehen.

So wenig ich nun Anlaß finde, die eben mitgeteilten Auffassungen Hörnes' von der vorgeschichtlichen Kunst zu bemängeln, so ist das doch nötig gegenüber dem von einer vorgefaßten Meinung stark beherrschten Kapitel seines Buches über „Die Zeichnung in Mittel- und Nordeuropa“, in welchem er sich folgendermaßen äußert: „In Mittel- und Nordeuropa findet sich nichts, was der freien mykenischen Zeichnung auf Vasen, Grabsteinen und anderen Objekten verwandt oder vergleichbar wäre.“ Und weiter: „Naturalistische Bildnerie ist der neolithischen und der Bronzezeit im übrigen Europa völlig fremd.“ Zum Erweise dessen zählt Hörnes auf, was man als figurale neolithische Zeichnung aus Europa kenne oder auch nur als solche geltend zu machen versucht habe. Das ist ja nun freilich sehr wenig, nämlich einige Einritzungen auf Knochen aus der Gegend von Triest, deren Zugehörigkeit zur neolithischen Periode nicht einmal feststeht, und einige andere aus Schonen und Laaland, deren Vorbild von ihm für kaum erkennbar erklärt wird. Dieser tatsächlichen Dürftigkeit gegenüber konnte er nicht wohl anders urteilen. Dennoch hätte er bedenken müssen, daß eines Tages Funde zum Vorschein kommen könnten, die es verböten, den Bewohnern Nord- und Westeuropas in neolithischer Zeit jegliche Anlage zu freier figuraler Gestaltung abzusprechen, und daß nur ein ungünstiges Geschick uns die Beweise des Gegenteils vorenthalten haben könne. Aber, gleich Sophus Müller beherrscht von dem Vorurteil, daß alles geistige Leben Europas aus dem Orient abzuleiten sei, behauptet er¹⁾, daß sich das regere Kunstleben in der jüngeren (d. h. in der Stein- und Bronze-) Zeit auf Griechenland beschränkt habe und daß erst im letzten Jahrtausend, in der ersten Eisenzeit, eine von Griechenland ausgegangene Nachwirkung der figuralen mykenischen Zeichnung hin und wieder in Italien und in Transkaukasien zu finden sei.

Gegenüber diesem den Bewohnern von Nord- und Westeuropa

¹⁾ S. 680.

allen Sinn und alles Geschick zu freier naturalistischer Zeichnung absprechenden Urteil dürfte ein Blick auf die naturalistischen Bildnereien des Gefäßes von der Gottesbelohnungshütte, denen sich, wenn das Glück gut gelaunt ist, bald andere ähnlicher Art anschließen können, genügen, das Urteil von Hörnes als unhaltbar zu erweisen. Einem Volke, in welchem vor ungefähr 5000 Jahren eine so naturgetreue Nachahmung geschaffen werden konnte, kann man nicht den Sinn und das Geschick für freie künstlerische Gestaltung absprechen und noch weniger alle, eine solche Anlage bekundenden Betätigungen lediglich als eine schwache Ausstrahlung eines erst anderthalb Jahrtausend später zu künstlerischen Leistungen gelangten Kulturkreises ansehen. Vielmehr, wenn man bedenkt, wie weit die Blüte der mykenischen Kunst hinter der Zeit zurückliegt, d. h. jünger ist als die Zeit, in welcher das Gefäß mit den Auerhahnzeichnungen auf einem schon damals indogermanischen Boden geschaffen wurde, und daß sich die Annahme, die Ahnen des später so kunstsinnigen Griechenvolkes hätten in Nord- oder Nordwesteuropa ihre Urheimat gehabt, mehr und mehr als wahrscheinlich erweist, so kann man vielmehr den Spieß umkehren und behaupten, daß die Ursprungsstätte der freien figuralen Bildnerie in dem angeblich jegliches wahren Kunstsinn entbehrenden Nordwest-Europa auf jetzt germanischem Boden zu suchen ist. Die Frage, welcher Völkerfamilie die Bewohner handkeramischer Siedelungen angehört haben, bleibt freilich erst noch zu beantworten.

Erwähnt muß noch werden, daß ich in dem eben beschriebenen, mit Bildwerk bedeckten Gefäße eine Anzahl kleiner, dünner, mit Erde vermischter Knochen, die ich für Vogelknochen halte, gefunden und aus der sie umhüllenden Erde herausgewaschen habe. Bei ihrer starken Zertrümmerung wird es wohl kaum gelingen festzustellen, welcher Vogelart sie angehören; ich stelle sie aber Fachleuten, welche versuchen wollen, ihre Herkunft zu bestimmen, gern zur Verfügung.

Aus dem vorstehend besprochenen Funde ergeben sich aber nicht bloß für die Urgeschichte der bildenden Kunst, sondern auch für die Heimatkunde, im besonderen für die Flora und Fauna des Mansfelder Landes wichtige Folgerungen. Denn wenn hier vor etwa 5000 Jahren ein Auerhahn naturgetreu nach dem Leben gezeichnet werden konnte, so muß es eben damals auch schon Auerhähne in unserer Heimat gegeben und

diese müssen für ein edles Wild gegolten haben. Gab es aber Auerhähne, die ja nur in dichtem Walde sich aufzuhalten pflegen, so muß auch alter Hochwald einen großen Teil des Landes bedeckt haben, eine Tatsache, die für die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends v. Chr. G. schon durch das Vorkommen von 80 bis 90 cm breiten Eichenbohlen in dem von mir beschriebenen Helmsdorfer Fürstengrabe zur Genüge erwiesen ist.

III. Die Entstehung der Spiral- und Mäanderverzierung, ihr Alter und ihr Ursprungsland.

Für die Beantwortung der Frage, wie der Mensch auf die immerhin etwas auffälligen Verzierungen der Spirale und des Mäanders hat kommen können, ferner, ob etwa die eine aus der anderen abgeleitet werden kann, und welche in diesem Falle die ältere ist, ist die Bestimmung ihres Alters selbstverständlich von großer Wichtigkeit.

Für die Spirale, d. h. eine um einen Punkt in stetig sich erweiterndem Abstand herumgeführte Linie, war in der Natur gar manches Vorbild gegeben, welches zu ihrer Nachahmung verlocken konnte, so z. B. im Pflanzenreiche die kreisförmig eingerollten Ranken der Rebe und der Schlingpflanzen überhaupt, der als Wetterkündiger bekannte Storchschnabel und andere Pflanzen mehr; im Tierreiche konnten gewisse Schnecken und Muscheln, auch in versteinertem Zustande, wie z. B. das Ammonshorn, die Anregung geben. Wie Hörnes annimmt¹⁾, kann auch der Anblick zusammengerollter Schlangen die Nachahmung dieser Form veranlaßt haben.

Daß der vorgeschichtliche Mensch diesen Anregungen bereits in der älteren Steinzeit, also vor einigen Jahrzehntausenden, nachgegeben hat, dafür liegen als zweifellose Beweise aus West- und Mitteleuropa die in Elfenbein geschnittenen konzentrischen Kreise und Spiralen von Arudy und Lourdes im südlichen Frankreich, die sogar zusammenhängende Muster bilden, und ähnliche Ornamente auf einem Mammutstoßzahn aus Předmost in Mähren vor, so daß man mit Much²⁾ annehmen

¹⁾ A. a. O. S. 36.

²⁾ M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur usw., S. 69 u. 70 im Anschluss an Ed. Piette, Classification des sédiments formés dans les cavernes pendant l'âge du renne. L'Anthropologie XV, p. 1.

muß, die Spiraldekoration habe ihre Wurzel schon in der älteren Steinzeit und sei daher eine bodenständige Kulturerrungenschaft von West- bzw. Nordeuropa, die sich dann in der Folgezeit immer reicher und mannigfaltiger entwickelt hat. Zur Erklärung ihres Ursprungs bis auf den Südosten, auf Griechenland (Mykenä), ja sogar bis nach Kleinasien zurückzugreifen und die Spirale als eine Entlehnung aus der mykenischen Kunst anzusehen, dazu liegt also nicht der geringste Grund vor, zumal ja die Spirale in Nord- und Westeuropa schon in einem recht frühen Abschnitte der jüngeren Steinzeit, also schon lange vor 2000 v. Chr. G., als Verzierung gebraucht worden ist. Dazu kommt, daß die Spirale schon bald nach dem Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. G. in West- und Nordeuropa zu verschwinden beginnt und längere Zeit verschwunden geblieben ist.¹⁾

Demnach beruht die Annahme von Hörnes²⁾, daß das Spiralornament sich von Südosten her (aus Aegypten und Griechenland) nach dem Norden, d. h. nach Bosnien, Ungarn und Nordeuropa, verbreitet habe und daß überhaupt die jüngere Steinzeit des Nordens ornamental von südlichen Einwirkungen abhängig sei, auf irrigen Voraussetzungen und ist daher nicht haltbar.

Trotzdem hat die Hörnессche Annahme sehr beachtenswerte Verteidiger gefunden. So läßt z. B. Reinecke³⁾ die Hauptformen der bandverzierten Gruppe unter dem Einflusse der mittelmeerländischen Steinvasen entstanden sein. Aber wenn dieser Einfluß in bezug auf die unteren Donaulandschaften vielleicht als möglich zu denken wäre, so doch sicher nicht in bezug auf das doch recht weit entfernte Saalegebiet, denn es werden schwerlich Vasen aus Stein, die als Vorbilder hätten dienen können, dorthin gelangt sein, und außerdem ist die noch nicht mit Metall vergesellschaftete Bandkeramik des Saalegebiets meiner Ansicht nach mindestens ebenso alt, wenn nicht älter, als die donauländische. Hubert Schmidt⁴⁾ sieht das

1) Das hebt schon Much a. a. O. S. 76 hervor: „Schon vor Beginn der Herrschaft des Mykenästils finden wir im mittleren und nördlichen Europa bei der Gefäßdekoration keine der angeblich mykenischen Dekorationsmuster, keine Spiralen, keine Mäander mehr!“

2) A. a. O. S. 291—295.

3) Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mitteil. d. Wiener anthropolog. Gesellsch. XXXII, S. 126 ff.)

4) Zeitschr. f. Ethnologie 1903, S. 468.

Gebiet der unteren Donau ebenfalls als das Heimatland der Spiral- und Mäanderverzierung an. Ob mit Recht, das wird hoffentlich aus den folgenden Erörterungen erhellen. Nach Wilke ist angeblich auch Köhl dieser Meinung, weil er die Spiral- und Mäanderkeramik an den Schluß der jüngeren Steinzeit gesetzt habe, woraus Wilke schließt, daß Köhl Nordwest- oder Mitteldeutschland als Heimat der Spiral- und Mäanderverzierung nicht ansehe. Aber die vorausgesetzte Tatsache ist nicht richtig, denn Köhl hat die in Frage stehende Verzierung nicht an den Schluß der jüngeren Steinzeit gesetzt, innerhalb deren ja — von den nordischen Kulturgruppen ganz abgesehen — auf die Bandkeramik noch eine ganze Reihe von Kulturstufen folgt, wie z. B. die Stufe der Zonenbecher, die Stufe der Schnurkeramik u. a. m., sondern an den Schluß der steinzeitlichen Bandkeramik. Das ist aber ein ganz erheblicher zeitlicher Unterschied.

Much¹⁾ dagegen hat bekanntlich die Erfindung dieser Verzierungsweise in das Harz- und Saalegebiet verlegt und angenommen, daß sie von da durch wandernde indogermanische Stämme nach Westen und Südosten verbreitet worden sei, und sich zum Erweise der Richtigkeit dieser Behauptung auf das Alter und die Einfachheit der Spiral- und Mäanderkeramik Mitteldeutschlands berufen. Wilke²⁾ dagegen will die verhältnismäßige Einfachheit der thüringischen Formen als ein Beweismittel zugunsten der Muchschen Annahme nicht anerkennen, schon darum nicht, weil man von einer sicheren Zeitbestimmung der Gefäße mit der erwähnten Verzierung noch weit entfernt sei. Das ist ja richtig, aber auch von der Zeitdauer der anderen Entwicklungsstufen der Bandkeramik weiß man nichts Gewisses. So viel jedoch gesteht jeder Sachkundige zu, daß die Spiral- und Mäanderkeramik in die metallose Zeit gehört, und damit ist ihr Alter in Höhe von mindestens 5000 Jahren erwiesen. Wilke hat aber noch einen ganz anderen, der Technik entnommenen Grund gegen die Muchsche Behauptung bereit. Angeregt nämlich durch einen Aufsatz von Alfons Stübel, der in überraschend einfacher Weise die

¹⁾ In seinem Buche: „Die Heimat der Indogermanen.“

²⁾ Wilke, Beziehungen der west- und mittelländischen Spiral-, Mäander-Keramik zur donauländischen Spiral-Mäander-Keramik. (Mitteil. der Anthropol. Wiener Gesellschaft XXXV, S. 249 u. 250, Wien 1905.)

altperuanischen mäanderartigen Gewebemuster aus konzentrischen Quadraten, Rhomben und ähnlichen Figuren hergeleitet hatte, hat Wilke dieses Verfahren auch auf die steinzeitlichen Spiral- und Mäandermuster Mitteleuropas angewandt und nachgewiesen, daß man eine Reihe mehr oder minder kunstvoller, mathematisch begründeter Zierformen erlangt, wenn man eine Reihe von konzentrischen Kreisen, Quadraten oder Rauten in ihrer Längsrichtung halbiert und um eine oder mehrere Einheiten — den Abstand der konzentrischen Figuren von einander als Einheit genommen — verschiebt. Aus der Verschiebung solcher Kreise entstehen dann Spiralen, aus der von Quadraten Mäander.

Diesen Vorgang führt Wilke in einer Reihe von Umwandlungen in fesselnder Weise vor und zieht dann aus dem Umstande, daß in Butmir in Bosnien schon in der untersten Siedelung die schönsten und kunstvollsten Spiralen gefunden worden sind, die eine genaue Kenntnis des eben erwähnten Konstruktionsverfahrens erkennen lassen, den Schluß, daß die donauländische Spiralkeramik höchst wahrscheinlich älter sei, als die im Saalegebiet und am Harze, und daß darum diese Landschaft nicht als der Ausgangsort dieser Verzierung angesehen werden könne.

Dem naheliegenden Einwande, daß diese Verzierungsweise, wenn sie im Saalegebiete entstanden sei, auf ihrer Wanderung nach Ländern mit bereits weiter vorgeschrittener Kultur durch Aufnahme neuer technischer Mittel eine immer höhere Ausgestaltung und Durchbildung erfahren haben werde und gerade darum nicht im Donaulande entstanden sein könne, wo die Funde von einer so hohen Stufe der Technik Zeugnis ablegen, hält er die Bemerkung entgegen, daß die donauländische Keramik nicht bloß reich ausgestattete und durchgebildete Muster aufzuweisen habe, sondern auch ganz einfache, nämlich nur eingeritzte Spiralornamente, so daß die Entwicklung der Spiralverzierung sehr wohl in Butmir begonnen und vor sich gegangen sein könne. Die Einfachheit der Spiralverzierungen im Saalegebiet erkläre sich durch die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Ausbreitung dieses Kunststils von dem höher entwickelten donauländischen Kulturzentrum aus nach dem kulturrückständigen Saalegebiet ein Stück nach dem anderen abgebröckelt sei, bis er schließlich ganz verarmt und mißbildet in jenem äußersten Grenzgebiete angelangt sei.

Dieser Beweisversuch hat etwas Bestechendes, aber dem natürlichen Verlaufe entspricht eine solche Entwicklung nicht. Wilke scheint das auch selbst empfunden zu haben, denn sonst hätte er, weil doch jede Entwicklung von Kunstformen nicht mit tadellosen, kaum noch zu überbietenden Mustern zu beginnen pflegt, nicht darauf hingewiesen, daß in Butmir auch „ganz einfache Spiralamamente“ vorkämen. Das von dort uns vorgeführte „ganz einfache“ Muster, ein Wellenmäander, ist nun in der Tat insofern einfach, als er nur aus einer einzigen Wellenlinie besteht, andererseits aber durchaus nicht einfach, weil auch er nach den Kunstregeln der Verschiebung hergestellt ist.¹⁾ Kein Unbefangener wird diese kunstvolle Wellenlinie für ein Erzeugnis elementarer Kunstfertigkeit halten, denn mit einer so vollkommenen Form fängt keine Kunstübung an. So lange also nicht rohere Gebilde aus dem Schoße von Butmir gehoben worden sind, kann dieser Ort unmöglich als die Geburtsstätte der Spirale angesehen werden. Denn aller Theorie geht ein oft wiederholter und anfangs wenig gelungener Versuch voran. Nun fehlt es freilich an rohen Spiralen in Butmir durchaus nicht. Hörnes selbst nämlich fällt (S. 303) über eine spiralverzierte Scherbe von Butmir (abgebildet auf Tafel VI, Fig. 3 seines Werkes) folgendes Urteil: „Das Relief der Spirale erinnert an die erhabenen Spiralen steinerner Gefäße von den griechischen Inseln. Dies ist das schönste Stück und man entschließt sich nur schwer, dasselbe für ein lokales Fabrikat zu halten.“ Dann fährt er in schroffem Gegensatze zu Wilke fort: „Rohe oder mißlungene Nachahmungen von Spiralen sind so zahlreich, daß man die obengenannten (und auf Tafel VI abgebildeten) Stücke als Auslese des Allerbesten bezeichnen darf.“

Das Natürlichste ist daher doch wohl die Annahme, daß ein aus dem Saalegebiet oder aus einer anderen Gegend Mitteldeutschlands ausgewandertes Volk seinen Kulturbesitz in das Donaugebiet mitgenommen und dort, angeregt durch wiederholte Berührungen mit anderen Kulturelementen, ihn auf eine höhere Stufe erhoben hat.

Gegen diese Möglichkeit, um nicht zu sagen Wahrscheinlich-

¹⁾ Abgebildet bei Hörnes a. a. O. auf Tafel VI als Fig. 18 und bei Wilke a. a. S. auf S. 250 als Fig. 2.

keit, wendet nun Wilke ein, daß die wichtigste Vorbedingung zur Erfindung der Spirale, das Kreisornament, im Gebiet der Saale vollständig fehle. Aber dieser Einwand ist hinfällig. Denn nicht nur hat Much neuerdings¹⁾ darauf hingewiesen, daß konzentrische Kreise im Westen Europas (in Frankreich und in Mähren) bereits in paläolithischer Zeit vorhanden gewesen sind und daß darum gerade dort die Entstehung der Spiraldekoration nicht befremdlich sei, sondern ich selbst habe das Bruchstück eines napfförmig gebogenen neolithischen Gefäßes aus einem Hügel, welcher auf dem Burgscheidunger Ager unmittelbar links (westlich) vom Wege nach dem Märmel lag, gefunden, welches außen und innen mit konzentrischen Kreisen verziert und von mir an das Museum auf dem Schlosse Burgscheidungen abgegeben worden ist. (Siehe die Abbildung beider Seiten auf Tafel XV.) Damit ist also der Beweis des Gegenteils erbracht und die Vorbedingung, die Wilke als die wichtigste bezeichnet hat, erfüllt. Aber — ist der konzentrische Kreis wirklich die wichtigste Vorbedingung für die Erfindung der Spirale? Für die Verschiebungsmechanik ist er freilich unentbehrlich, aber für die Spirale überhaupt ist er nicht die Vorbedingung. Denn es lagen ja, wenn man annehmen will, daß die Zierform der Spirale in der langen Zwischenzeit bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit wieder in Vergessenheit geraten sei, den Neolithikern die mancherlei natürlichen Vorbilder der Spirale aus der Pflanzen- und Tierwelt ebensowohl vor, wie den Paläolithikern, und lockten zur Nachahmung, so daß eine abermalige Erfindung der Spiralverzierung nichts Befremdliches wäre. Gerade die Nichtkenntnis des auf mathematischer Konstruktion beruhenden, zur reinen Spirale führenden Verschiebungsverfahrens ist mir ein Zeichen höheren Alters der im Saalegebiet beobachteten Verzierungen, welche der Kenntnis dieser Technik noch ermangeln. Diese sind mir aber nicht verständnislose Nachahmungen von Mustern befähigter Meister, wie Wilke meint, sondern anerkennenswerte, wenn auch noch tastende Versuche eines nach höherer Ausbildung ringenden Kunstsinnes, der es denn auch ohne Kenntnis jenes Verschiebungsverfahrens zu Leistungen gebracht hat, die, wenn man das Verhältnis zu den gleichzeitigen Leistungen anderer Gegenden in Rechnung

¹⁾ Much, Die Trugspiegelung der orientalischen Kultur, S. 69 und 70.

stellt, nicht von einer Kulturrückständigkeit des Saalegebiets Zeugnis ablegen.

Im Gegensatz zu der Spirale fanden sich für den Mäander, d. h. eine in wiederholt gebrochenen, geraden Linien dahinfließende Verzierung, in der Natur keine Vorbilder. Zwar ist der Name von dem in wunderlichen Krümmungen und Winkeln dahinfließenden kleinasiatischen Flusse *Μαίανδος* entlehnt, aber dieser Name gehört einer verhältnismäßig späten Zeit an. Die Zierform des Mäanders ist ohne Zweifel viel älter als sein griechischer Name. Freilich herrschen über den Ursprung und das Alter des Mäanders sogar bei hervorragenden Forschern irrige und darum der Berichtigung bedürftige Vorstellungen. Jedenfalls macht der Mäander sofort den Eindruck, als ob er nicht von einem natürlichen Vorbilde abgesehen, sondern von einem Freunde absonderlicher Formen in langem Nachdenken ausgeklügelt worden wäre, wenn auch in Anlehnung an irgend eine anregende Vorlage.

Was zunächst sein Vorkommen anbetrifft, so geht auch hier Hörnes von ganz irrigen Annahmen aus und gelangt infolge davon zu ganz unhaltbaren Schlüssen. Denn nach seiner Behauptung¹⁾ findet sich der Mäander als spezifische Erscheinung zuerst im Dipylonstil, der — wie seine Worte lauten — „ohne Zweifel irgendwie auf das Spiralornament zurückgeht“. Auf das Verhältnis zu diesem läßt er sich freilich nicht weiter ein. Da nun der Mäander auch in der Dekoration der italischen Villanova-Stufe als „führendes Element“ auftritt, so möchte Hörnes daraus schließen, daß diese Zierbandform schon bald aus Griechenland nach Italien und in der Hallstattperiode aus Italien nach Mitteleuropa gebracht sein müsse²⁾, obwohl er zugeben muß³⁾, daß die griechische Heimat dieses Ornament-systems, dessen wesentliche Elemente Mäander, Hakenkreuz, Treppenlinie und Dreiecksband seien, sich derzeit noch nicht bestimmen lasse. Freilich wird sich eine griechische Heimat des Dipylonstils schwerlich finden lassen, da alles dafür spricht, daß er auf nordische Einflüsse zurückzuführen ist, und somit schwebt die Behauptung von Hörnes und anderen über den Ursprung des Mäanders völlig in der Luft. Da nun aber Hörnes

1) Hörnes, a. a. O. S. 549.

2) Ebenda S. 302.

3) Ebenda S. 550.

einmal in diesen Irrtum verfallen ist, offenbar weil er die Bandkeramik des Saalegebiets nicht genügend kennt, so kann man sich kaum wundern, wenn er weiter behauptet, daß sich der Mäander im Norden überhaupt nicht vor dem Beginn der Hallstattperiode finde. Um zu erkennen, wie verfehlt das ist, genügt ein Blick auf das von mir abgebildete Mäandersystem der Tröbsdorfer Butte¹⁾, welches wie ein Netz ihre ganze Oberfläche bedeckt, so daß es auf dieser nicht bloß als maßgebende, sondern auch als einzige Verzierung erscheint, und zwar zum mindesten 1—2 Jahrtausende vor dem Beginn der Dipyilon- bzw. der Hallstattzeit. Ein solches Netz zusammenhängender Mäander bedeckt als Untergrund auch das prächtige Tongefäß von Halasz an der Theiß²⁾, das wohl ebenfalls der jüngeren Steinzeit, also dem dritten Jahrtausend v. Chr. G., angehört und gleichfalls Zeugnis wider die Hörnessche Annahme ablegt.

Seltsamerweise läßt sich hier Much³⁾ — im Widerspruche mit sich selbst — zu dem Zugeständnisse herbei, daß die Geburtsstätte des bewegten Mäanders in dem Ländergebiete an der Donau zu finden sei. Zu diesem Zugeständnisse scheint er durch die kunstvolle Entwicklung des Mäanders im Theißgebiete bewogen worden zu sein. Nun ist es zwar wahrscheinlich, daß dort die Ursprungsstätte des kunstvoll ausgebildeten Mäanders liegt, aber schwerlich die des Mäanders überhaupt. Denn auf Grund der von mir gemachten Funde kann das nordöstliche Thüringen an der unteren und mittleren Saale gewiß einen weit besser begründeten Anspruch auf die Ehre erheben, die Ursprungsstätte des Mäanders überhaupt zu sein. Zum mindesten müßten erst einmal aus anderer Gegend und aus einer älteren oder, da diese von vornherein ausgeschlossen ist, aus einer gleich alten Periode der jüngeren Steinzeit wirkliche Mäander nachgewiesen werden.

Was bisher aus den Donauländern von dieser Zierform bekannt geworden ist, ist recht ungünstig für Hörnes. In seinem großen Werke⁴⁾ gibt er ja einen Ueberblick über die

1) Vgl. Tafel XVIII.

2) Abgebildet in Hampels *Altertümern der Bronzezeit in Ungarn II* und bei Much, *Trugbild etc.*, S. 89, Fig. 41 und 42.

3) A. a. O. S. 80.

4) S. 296—306.

auf den neolithischen Stationen Ungarns, Slawoniens, Siebenbürgens u. a. m. gemachten Funde, vermag aber aus den meisten dieser vielbesprochenen Stationen keine Mäander nachzuweisen, auch in Lengyel, Tordos und Butmir nicht. Nur an einigen Scherben von Szentes (Komitat Csongrad) will er „merkwürdige Anklänge an den Mäander“, der „hier offenbar entstellt und mißverstanden, in allerlei schräge und gerade Elemente zerfallen“ sei, wahrgenommen haben, und von der Bandkeramik von Szamos-Ujvar (im Komitat Szolnok-Doboka) berichtet er, daß sie neben einfachen geometrischen Motiven auch die Spirale und den Mäander und als Mittelform den Doppelhaken verwende. Leider sind keine Abbildungen dieser Verzierungen beigegeben, aus denen man ersehen könnte, daß dort wirkliche Mäander nachweisbar sind. Aber wenn Hörnes dann fortfährt¹⁾: „Die Mäander sind teils schräg (noch halbe Spiralen), teils horizontal, aus mit punktierten Stricheln gefüllten Bändern hergestellt“, so wird man doch wohl einige Zweifel hegen dürfen, ob diese als „noch halbe Spiralen“ bezeichneten Gebilde wirklich Mäander genannt werden dürfen. Dennoch wird auf Grund eines so dürftigen und zweifelhaften Materials die siebenbürgische Keramik „als höchst merkwürdig vorgeschritten und (offenbar unter fremdem Einfluß) entwickelt“ bezeichnet! Von einer „starken Einwirkung des Südostens auf die donauländische Keramik Ungarns und seiner Nebenländer“ kann wenigstens in bezug auf den Mäander in neolithischer Zeit auf Grund dieser Funde nicht die Rede sein, da ja bis jetzt vor der Dipyloperiode in Griechenland überhaupt noch keine Mäander nachgewiesen sind. Darum ist auch das Urteil über das vielgerühmte Butmir erheblich einzuschränken. Hörnes wenigstens nennt die geradlinigen Muster von Butmir, unter denen sich, wie schon bemerkt, keine Mäander befinden, „eine offenbar degenerierte Dekoration“, und spricht dabei von „barbarischem Unverständnis“ in der Ausführung. Man kann also ruhig abwarten, ob vielleicht in Zukunft in den Donauländern Mäander-Funde gemacht werden, die an Alter den nordthüringischen Funden gleichkommen, und zwar solche, die uns den Fortschritt von der Roheit und dem „barbarischen Unverständnis“ zur gesetzmäßigen Schönheit begreiflich machen.

1) S. 302.

Bis dahin ist es mit Erfindung des Mäanders im Südosten und nun gar in Griechenland trotz seiner heutigen Bezeichnung als Grecquekante nichts.

Wenn man nun fragt, wie denn wohl die Entstehung des Mäanders zu denken sei, so wird man die Hörnessche Behauptung¹⁾, daß der Dipylonstil, in welchem der Mäander eine spezifische Erscheinung ist, irgendwie auf das Spiralornament zurückgehe, wohl so zu verstehen haben, daß er behauptet, der Mäander sei, wie es wirklich der Fall ist, aus der Spirale entstanden. Damit hat er auch vollkommen Recht. Aber einen Nachweis, wie diese Umgestaltung vor sich gegangen ist, gibt er nicht. Nur bezeichnet er schräge Doppelhakenbänder  als eine Mittelform zwischen Spirale und Mäander, wie sie z. B. in Szamos-Ujvar in Siebenbürgen sich finde.²⁾

Damit ist nun freilich für das Verständnis des Herganges nicht viel gewonnen, denn es wird dem Leser überlassen, diese Andeutung sich zu einer klaren Anschauung auszugestalten, und wir erfahren nicht, warum und inwiefern gerade diese Doppelhakenbänder als eine Mittelform zwischen beiden Ornamenten anzusehen sind.

Noch entschiedener als Hörnes nimmt Much die Entwicklung der Spirale zum Mäander an, verweist aber, um diesen Vorgang erklärlich zu machen, gleichfalls nur auf einen mit Doppelhaken geschmückten Krug, der in einem Pfahlbau des Mondsees gefunden worden ist.³⁾ Was Hörnes Mittelform nennt, nennt Much Zwischenstufe; im übrigen verstärkt er die Hörnessche Behauptung nicht etwa durch weitere Ausführungen, namentlich nicht durch eine besser passende und darum überzeugungskräftigere Mittelform, sondern nur durch ein Vorkommen ganz derselben Art, welches natürlich ebensowenig zur Aufhellung des bisher dunklen Vorganges beiträgt, wie das Gefäß von Szamos-Ujvar.

Nun sehe man sich aber einmal die Zeichnung auf der prächtigen Tonbutte von Ober-Wiederstedt an, welche auf dem einen Drittel ihrer Oberfläche Winkelbänder nebst

¹⁾ Urgesch. der bild. Kunst, S. 549.

²⁾ Ebenda S. 302 u. 301.

³⁾ Much, Das Trugbild etc., S. 80, und Fig 36 auf S. 86.

einem wie ein Z bzw. wie ein eckiges S geformten Doppelhaken, auf den beiden anderen aber 2 Spiralen zeigt. Diese Spiralen sind gleichsam ein Zwitter von Spirale und Mäander, denn sie haben im allgemeinen zwar noch die kreisförmige Windung der Spirale, zeigen aber schon stark angedeutete, fast einen rechten Winkel bildende Brechungen der sonst gleichmäßig gebogenen Linie.¹⁾ Aus solchen fast im rechten Winkel gebrochenen Spiralen muß der Mäander hervorgegangen sein.²⁾ Bis zu dem grundsätzlich aus geraden Linien zusammengesetzten Mäander war von diesen Spiralen aus nur ein kleiner Schritt.

¹⁾ Siehe im besonderen Nr. 2735 a auf Tafel XVI.

²⁾ Eine Vermittelung durch Doppelhaken ist demnach etwas ganz Ueberflüssiges.

Eisleben.

Hermann Größler.
